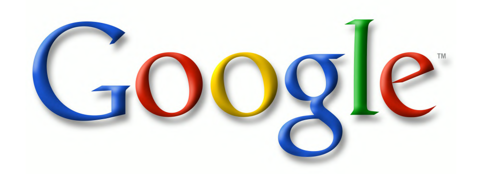
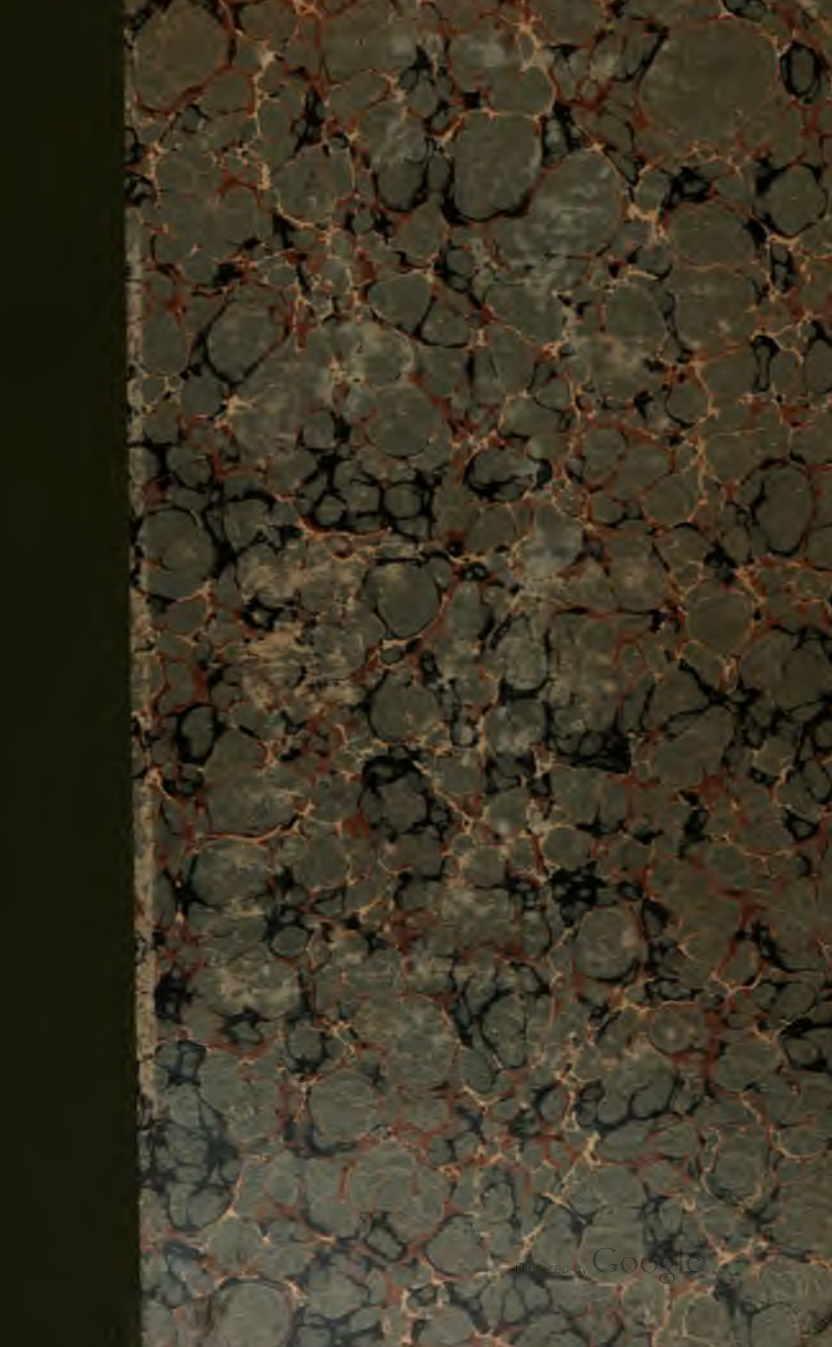

Google











Neue Bismarck-Erinnerungen

von

Wilhelm von Bülow.



Bismarcks erste Begegnung mit Wilhelm I.
Bismarck und G. von Vincke auf der Mensur. — Bismarck und Hinckeldey.
Bismarcks Minister-Debüt.
Bismarck, Virchow und die Lucca. — Zwei Tage aus dem Leben Bismarcks.
Bismarcks erste und letzte Begegnung mit Napoleon.
Ein aufgefangener Brief Bismarcks. — Bismarck in Versailles.
Bismarck-Caricaturen am Hofe.
Bismarck und H. Wagener, Fragment aus der Tragödie „Der politische Rockschoß“.
Bismarck und die Preßspelunke.
Bismarck, Bucher, Lassalle. — Bismarck und die Berliner.



Berlin SW.
Verlag Hugo Steinitz.
1895.

Neue
Bismarck-Erinnerungen.

Von

Wilhelm von Bülow.



Berlin SW.
Verlag Hugo Steinitz.
1895.

Vorwort.

Ich bin überzeugt, daß nicht wenige Leser trotz der in der letzten Zeit stark angeschwollenen Bismarck-Litteratur, in meinem Buche viel neues finden werden, mögen immerhin die Allwisser hier und da selbstbewußt die Nase über „längst bekannte Sachen" rümpfen. Den Stoff verdanke ich den Begegnungen anderer und meiner eigenen mit dem Fürsten Bismarck. Ich wollte durch die Bearbeitung desselben den Staatsmann mehr in seinen intimen Beziehungen darstellen, als nach seiner aller Welt schon gründlich vorgeführten öffentlichen Seite.

Berlin, den 1. November 1894.

Der Verfasser.

Inhalt.



Bismarcks erste Begegnung mit Wilhelm I.

Am 22. März 1797 war in dem damaligen kronprinzlichen Palais zu Berlin — in dem zu jener Zeit noch so einfachen, schmucklosen Gebäude — Freude und Jubel. Dem kronprinzlichen Paare Friedrich Wilhelm und seiner hochherzigen Gemahlin Luise war der zweite Sohn geboren — das dritte Kind innerhalb eines Zeitraums von zwei und einhalb Jahren. Das älteste Kind, eine Prinzessin, hatte nur wenige Stunden gelebt, aber an der Wiege des Neugeborenen stand noch ein anderthalbjähriger, frischer, gesunder Knabe und schaute erstaunt auf das Wunder, welches da vor ihm in der Wiege lag. Draußen vor den dicht verhangenen Fenstern machte der Winter dem anbrechenden Frühling sein Recht streitig — Hagel und Regen schlugen an die Fenster und der Wind heulte ein recht unharmonisches Wiegenlied. Hatte die Mutter eine Ahnung, daß in diesem Kinde, welches bei der Geburt schwach und

kränklich, die Stärke und der Stolz Deutschlands an ihrem Herzen ruhe? Schwerlich, aber eine Seherin hat es damals oder bald nachher gegeben, die einen weiten Blick in die Zukunft gethan — wir wissen das aus dem Munde eines hochbetagten Mannes, der bis vor 20 Jahren noch in Potsdam lebte — und ist es eine Sage, so ist doch der Kern immerhin wunderbar und keine Mythe. In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts gab es in Potsdam einen Garten, der der schönste aller Gärten nicht nur Potsdams, sondern der ganzen Mark war. Es gehörte derselbe dem Kabinetsrat Mencke, einem durch Geist und Kenntnis ausgezeichneten Manne, der zu seiner Erholung und zu seinem Vergnügen sich mit der Gartenbaukunst beschäftigte. Diesen Garten besuchten auch zum öfteren in Begleitung ihres Erziehers, des Dr. Delbrück, die beiden ältesten Prinzen des königlichen Hauses, Prinz Wilhelm und sein älterer Bruder, der Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV. Für den Prinzen Wilhelm gewann der Garten eine besondere Bedeutung. Er sah daselbst zum öfteren die Tochter des Hauses, Louise Wilhelmine mit Namen, ein Mädchen im Jungfrauenalter, welche ihn ganz besonders lieb gewann und ebenso von ihm fast wie eine Mutter von einem Kinde geliebt wurde, so daß Prinz Wilhelm

sich oft ohne seinen älteren Bruder von einem Diener dahinführen ließ. An einem schönen Sommerabend stand der fünf- oder sechsjährige Knabe wieder vor seiner älteren Freundin, welche auf einer Gartenbank sitzend, in seinen Locken spielte und ihm Märchen erzählte, als die Glocke an der Gartenthür sich hören ließ. Der prinzliche Diener sah auf und meldete dem Fräulein, ein junges Mädchen von der Zigeunerbande (dieselbe war damals in Potsdam Stadtgespräch) wolle Mamsell M. sprechen. „Die will uns gewiß etwas wahrsagen," sagte Wilhelmine lächelnd zum Prinzen, welcher sich das erklären ließ und kindlich neugierig das Mädchen sehen wollte. Wilhelmine war ganz damit einverstanden. denn sie hatte etwas Besonderes auf dem Herzen, was bei jungen Mädchen leicht abergläubisch macht. Die Zigeunerin wurde vorgelassen. Wir halten uns dabei nicht auf, ihre Erscheinung, ihren Aufputz und ihren Hokuspokus poetisch auszumalen. Wir bitten auch unsere Leser ernst zu bleiben, wenn wir ihnen die Worte des Mädchens wiederholen, auf welche unser Gewährsmann (den wir gleich nennen wollen) noch Stein und Bein schwört. Die junge Zigeunerin, die uns als ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit geschildert wird, hub ihre überaus feierliche Anrede an Mamsell M., nachdem sie die Linien der

Hand lange geprüft hatte, mit den Worten an: „Du wirst die Frau eines Offiziers, mit einem Tigerfell behangen, auf dem Sonne, Mond und Sterne in Vergoldung prangen und verziert durch unzählige goldene Schnüre und Quasten — aber es wird mit der Hochzeit noch dauern, denn die Trophäe vom Brandenburger Thore in Berlin wird herabfallen in der Nacht und ein unglücklicher Krieg kommen.“ Mamsell Wilhelmine war gleich bei den ersten Worten der Zigeunerin von Purpurröte übergossen, denn just ein so schmucker Offizier kam seit einiger Zeit häufig in die Villa. Die Zigeunerin fuhr fort: „Du wirst die Mutter eines Fürsten werden . . .“ Wilhelmine lachte jetzt laut auf. Der kleine Prinz, von der außerordentlichen Situation gefesselt, blieb lautlos und unbeweglich und blieb dies auch hernach, als die Zigeunerin fortfuhr: „Der aber, der Deinen Sohn zum Fürsten macht, wird ein Kaiser sein, und das ist dieser Prinz.“ Unsere Leser werden lachen, wie Mamsell Wilhelmine es that. Aber der prinzliche Diener, der aus der Nähe die Scene beobachtet hatte, hat davon mit allen ihren Einzelheiten bis an sein Lebensende erzählt, und auch noch den Tag erlebt, wo die Wahrsagung in Erfüllung gegangen. Er ist unmittelbar nach der Kaiserproklamation in Versailles mit den Worten

gestorben: „Nun Herr, laß Deinen Diener in Frieden fahren, nachdem alles wahrgeworden, was ich habe prophezeien hören.“ Sein Sohn, ein ebenfalls schon hochbetagter pensionierter Beamter in Potsdam, ist unser Gewährsmann. Wir kennen die Macht der Einbildungskraft und wollen den Zweiflern unter unseren Lesern gern zugeben, daß Weissagungen post eventum bekannt zu werden flegen. Wunderbar aber bleibt der Kern der Geschichte immer, daß Mamsell Wilhelmine Luise Mencke, an welche der junge Prinz sich so innig und fest anschmiegte, die Mutter von Otto von Bismarck wurde.

Prinz Wilhelm und Otto von Bismarck begegneten sich zum ersten Male in ihrem Leben in der Zeit, wo letzterer (1844) bei der Regierung in Potsdam arbeitete.. Der junge Auskultator wurde auf einem Hofballe in Berlin dem Prinzen vorgestellt. Siebzehn Jahre später spielte Prinz Wilhelm darauf an, in einer Unterredung, die er mit dem Botschafsrat v. Bismarck hatte, als er einmal Frankfurt von Koblenz aus aufsuchte.

Zu Frankfurt a. M. rollten am 11. Juli 1851 — so wird erzählt — mehrere mit Wappen geschmückte Wagen die Hauptstraße, die „Zeil“, hin nach dem Bahnhofe. Daselbst stiegen die Herrschaften aus und gruppierten sich im Schatten des Hauses.

Einige von den Herren waren mit Sternen und Orden geschmückt, andere erschienen in einfacher Kleidung, unter diesen ein Mann von hohem Wuchs. „Herr Legationsrat," redete der angesehenste der Gesellschaft den Letzteren an, „treten Sie doch hierher, daß ich Sie dem hohen Herrn vorstelle." „Wenn Excellenz befehlen," versetzte der Angeredete, „habe aber schon die Ehre, Sr. Königlichen Hoheit bekannt zu sein."

„Er kommt! er kommt!" — hörte man in diesem Augenblick aus der Menge rufen. Der Extrazug brauste heran, und der Prinz von Preußen stieg mit glänzendem Gefolge aus. Auf dem Perron begrüßten ihn die Offiziere und die Mitglieder der Bundestagsgesandschaft ehrerbietig, während er selbst vielen, die ihm bekannt waren, die Hände schüttelte. „Ah — willkommen, Herr von Rochow," redete er den Chef der preußischen Gesandtschaft an, „ich freue mich, Sie wohl zu finden, Ihr Aussehen verrät, daß die Tafel der Gesandten gut bestellt ist." — „Ganz leidlich, Königliche Hoheit," versetzte der Gesandte, wäre nicht die unliebsame Arbeit, so viele Köpfe unter einen Hut zu bringen, so könnte man schon etwas rund werden." „Rege Arbeit ist heilsam," bemerkte der Prinz, „indes ich sehe dort einen Ihrer Herren über alle hervorragen — Jetzt erkenne ich

ihn, es ist Herr von Bismarck, der unlängst eingetretene erste Botschaftsrat." „Und mutmaßlich wohl auch mein Nachfolger." — „Ihr Nachfolger?" fragte der Prinz mit einiger Verwunderung, „ist er nicht zu jung für einen solchen Posten, den sonst nur alte, gewiegte und erfahrene Staatsmänner bekleiden?" „So dachte ich auch, als er hier eintrat," erwiderte der Gesandte, „er ist aber eine absonderliche Natur, fertig — bis zur Unberechenbarkeit. Er spricht stets gerade heraus, wie er denkt, geht ohne Umschweife auf sein Ziel los und weiß doch den Dingen wieder eine andere Wendung zu geben, die man garnicht vermutete."

Bald stand der Legationsrat vor dem Fürsten. „Ich habe Sie schon vor etwa sechzehn Jahren in Berlin gesehen," versetzte der Prinz, „Sie traten damals vor mich als Auskultator mit einem jungen Mann von gleich ansehnlicher Statur. Es schien mir fast, auch die Justiz wähle ihre Jünger nach der Größe, nicht allein die Garde. Aber jetzt befinden Sie sich auf einem Posten, wo nicht leibliche Größe, sondern geistige Thätigkeit entscheidet. Fühlen Sie die Kraft in sich, solchen Anforderungen zu genügen?" — „Darüber steht mir kein Urteil zu," erwiderte Herr von Bismarck. Doch sprach ich mich bereits vor seiner Majestät darüber aus — ich

meinte, man könne es ja mal mit mir versuchen, zeige ich mich ungenügend, so möge man mich entlassen." — Bei seiner Verabschiedung sagte Bismarck bescheiden: „Königliche Hoheit haben die Gnade gehabt, sich meiner noch zu erinnern!" — „Es giebt," erwiderte der Prinz, „Gesichter, die man im Leben nicht so leicht vergißt. Ich werde Ihnen Gelegenheit geben, noch weiterhin mit mir in Beziehung zu treten."

Diese Erzählung hinkt nur in dem einen Punkte, daß der Prinz und Herr von Bismarck sich seit jener Vorstellung des Auskultators beim ersteren fast nie aus den Augen verloren hatten, ihr Zusammentreffen in Frankfurt also nicht den Charakter einer pikanten Wiedererkennungsscene haben konnte. Im Jahre 1847 trafen sich beide auf dem Vereinigten Landtage. Im März 1848, als den Prinzen das vollste Maß der Unpopularität traf, finden wir den Herrn von Bismarck bei ihm zum Besuche. Als der Prinz aus der Verbannung in England nach Preußen zurückkehrte, erblickte er auf dem Bahnhofe in Potsdam im Hintergrund der Gesellschaft, die ihn feierlich und herzlich empfing, wieder den jungen Mann, „in hohem Wuchs", der ihm sehr wohl bekannt war, und dem er beim Wiedersehen erfreut die Hände schüttelte. Als Mitglied der zweiten Kammer setzte

Herr von Bismarck seine Besuche im prinzlichen Palais fort. Freilich gingen während dieser Zeit die politischen Anschauungen weit auseinander. Herr von Bismarck feierte Olmütz, der Prinz beklagte diesen Wendepunkt der preußischen Geschichte als die schlimmste der Niederlagen, als ein zweites Jena. Richtig ist, daß, als am 11. Juli 1851 der Prinz von Preußen nach Frankfurt kam, dem General Rochow gegenüber er seine Bedenken darüber äußerte, daß der junge Landwehrlieutenant von Bismarck, der sich ihm in Uniform vorgestellt hatte, eine so wichtige Stelle einnehmen solle. Rochows Urteil über Bismarck beruhigte den Prinzen.

Wie damals allgemein die Sendung des Herrn von Bismarck nach Frankfurt angesehen wurde, hat dieser in einer sehr viel späteren Zeit — als Minister und Reichskanzler — nämlich im Jahre 1879 einmal mit den Worten ins Gedächtnis zurückgerufen: „Ich bin, ehe ich überhaupt in das Amt trat, in derselben Weise beurteilt worden in Bezug auf politische Befähigung, wie ich jetzt beurteilt werde in Bezug auf mein Recht, ich möchte sagen, meine Pflicht, in wirtschaftlichen Dingen mitzureden. Ich erinnere mich, wie ich nach Frankfurt als Bundestagsgesandter ernannt wurde, kam in den Blättern, die den politischen Freunden des Abgeordneten Richter

von damaliger Zeit, vielleicht seinen Vätern und Oheimen angehörten, die Bemerkung über mich: Dieser Mensch würde, wenn man ihm das Kommando einer Fregatte anvertraute oder eine chirurgische Operation zumutete, sagen: Nun, ich habe es noch nicht probiert, ich will es einmal versuchen. Das war die Schilderung, mit der man mich den Frankfurter Kollegen und vor allen den österreichischen in den liberalen Blättern empfahl. Nun, meine Herren, diese chirurgische Operation ist nachher zu Ihrer Zufriedenheit, wie ich glaube, vollzogen worden."

In Koblenz, wohin Herr von Bismarck oft aus Frankfurt kam, lebte Prinz Wilhelm wie in einer Art Verbannung. Das dortige Schloß ist seiner jetzigen Bestimmung als königliche oder prinzliche Residenz erst im Jahre 1842 übergeben. Friedrich Wilhelm IV. ließ es durch den Baurat Stüler zu diesem Zwecke umgestalten. Ein Aquarell von Scheuren, welches der Kaiserin Augusta gehörte, stellt den Moment dar, wo am 17. März 1850 der zum Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen ernannte Prinz von Preußen mit seiner Gemahlin und seinen Kindern Friedrich Wilhelm und Luise mit dem Dampfschiffe ankommend, unterhalb des Schlosses landete und in demselben ihre Wohnung nahm. Durch acht Jahre ward das Schloß von Koblenz

dem prinzlichen Paar eine Heimstätte, an welcher beide dem politischen Beruf oblagen, die rheinischen und westfälischen Landesteile mit den älteren der Monarchie enger zu verbinden und demnächst den Hauptzweck ihres Lebens erfüllten, die Erziehung ihrer Kinder. Späteren Geschichtsschreibern wird es vorbehalten sein, darzuthun, welche geistige Arbeit, welche stille Thaten hier im Schlosse von Koblenz von dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen vollbracht wurden, in Vorbereitung für ihren Thronberuf, der die Ehegatten 1858 nach Berlin rief, zuerst um die Pflichten der Regentschaft, dann die der Königskrone zu übernehmen. In den acht Jahren ihres Koblenzer Aufenthaltes gingen der Prinz und die Prinzessin von Preußen alljährlich auf drei Monate nach Berlin, von Mitte November bis Mitte Februar; den übrigen Teil des Jahres verbrachten sie im Schlosse von Koblenz.

Die Mißhelligkeiten zwischen dem Prinzen und dem Könige, welche beide Brüder Jahre lang trennten, datierten von der Einsetzung des Ministeriums Manteuffel. Prinz Wilhelm teilte vollständig die Richtung derjenigen Kreise, die den Gang Manteuffels nach Olmütz im November 1850 als eine Schmach empfanden und vor Begierde brannten, einen solchen Flecken wieder auszulöschen.

Die Politik der preußischen Regierung im Krimkriege, die Berlin in zwei scharf getrennte Lager schied, brachte den Konflikt des Prinzen Wilhelm mit dem Könige zum vollen Ausbruch. Ein Gesinnungsgenosse des durch und durch englisch gesinnten Prinzen war der Kriegsminister von Bonin. Dieser hatte sich in dem Maße mit der westmächtlichen Allianz identifiziert, daß er jede Hinwendung zu Rußland als einen Vatermord kennzeichnete. Die Russenpartei feierte in der Entlassung des Kriegsministers keinen geringen Triumpf. Prinz Wilhelm machte seinem Verdruß in einem energischen Schreiben an den König Luft. Ein Zeitgenosse schrieb darüber: „Der Brief, welchen der Prinz unmittelbar nach der Entlassung des trefflichen Bonin an den König geschrieben, war nicht nur in bei weitem stärkeren Ausdrücken abgefaßt, als bekannt geworden, sondern enthielt auch Erklärungen und Lossagungen, die den König nach Äußerungen, die darüber in seiner nächsten Nähe gefallen sind, hätte veranlassen sollen, den Prinzen auf eine Festung zu schicken.“

Prinz Wilhelm wurde in seiner politischen Haltung besonders durch den Prinz-Gemahl Albert von England unterstützt. Beide standen in ununterbrochener Korrespondenz. Wie Prinz Albert über den Fall Bonin dachte, geht aus einem Briefe an

seinen Vertrauten Stockmar hervor, wo es heißt: „Bonin ist nun auch fort! Das Geld votiert, die Kammern sind entlassen! — Ich höre, der Prinz von Preußen soll auch bei der Gelegenheit des Sturzes Bonins aufs schändlichste und beleidigendste behandelt worden sein. — So lange dieser König lebt und regiert, wird an bessere Stellung Preußens auch zu England nicht zu denken sein. Der Brief, welchen Sie mir mitteilen, enthält viel Wahres, obgleich er dem Einflusse Lord Palmerstons zu viel beilegt und den inneren Zuständen Deutschlands zu wenig, denn wenn zu solcher Schwäche und Vielwetterwendigkeit, wie sie der preußische Hof nun schon seit 1845 und 1846 zeigt, noch ein bedeutendes Begehrungsvermögen kommt, so wird seine Politik zugleich von Europa verachtet und gehaßt. Sie war: Anfeindung von Louis Philipp, zweideutige Behandlung Belgiens, Carlismus in Spanien, Unterstützung König Ottos, Hostilität gegen die Schweiz, Zustimmung zur Vernichtung Krakaus, Hingebung an Metternichs Polizeimaßregeln, dann 1848 und 1849 Holstein, Malmö, Erfurt, Warschau und seitdem Neuschatel: reine Reaktion. Dazu paßt die Prätension zur Ländervergrößerung als liberaler, in Civilisation fortschreitender, zu Englands Alliierten geborener Staat nicht."

Die Prinzessin Augusta schien den Liberalismus und Russenhaß ihres Gemahls noch zu übertreffen. Ehe diesem noch beschieden war, selbständig die Geschicke Preußens zu lenken, da stand sie im Bunde mit den Liberalen in vorderster Reihe. Die Durchführung der preußischen Unionsbestrebungen dachte sie sich durch einen engen Anschluß an England als Gegengewicht gegen die Macht Rußlands und Österreichs zu ermöglichen. In bangem Schwanken zwischen Fürchten und Hoffen folgte sie den Erfurter Verhandlungen. „Wenn England Preußen unterstützt, dann ist das arme Deutschland zu retten, wenn nicht, dann bedenken Sie die inneren und äußeren Feinde! Radowitz hat sich hier trefflich ausgesprochen, aber wir werden verfolgt von der Partei, die jetzt schlimmer ist als die Demokratie . . . Ich möchte mein Ohr auf immer der Politik verschließen; ich bin müde und innerlich mürbe, aber Gottes Hand waltet, und die muß man walten sehen, sonst lebt nur der Körper und die Seele schläft. Er wird uns nicht verlassen in der Not.“

Die Schmach von Olmütz entflammte die Fürstin zu hellem Zorn: „Am 19. März 1848 wurde das alte, am 3. November 1850 das neue Preußen begraben. Der Prinz von Preußen hat ritterlich für sein Vaterland gekämpft. Doch vergebens. Nun,

da es zu spät ist, mag auch England erwägen, was es dabei gewonnen hat, daß es Rußlands und Österreichs Übergewicht heranwachsen ließ bis an die belgisch-holländische Grenze."

Diese und andere freimütige Äußerungen der Prinzessin von Preußen blieben den Höfen kein Geheimnis. Der König von Hannover gefiel sich darin, die Gemahlin des Prinzen von Preußen „die kleine Jakobinerin" zu heißen, die ihren Mann „herumzukriegen verstände".

Die hohe Dame war gegen derlei Urteil völlig gleichgültig. Sie ließ sich nie aus ihrer Ruhe herausbringen, und unerschütterlich that sie, was sie für Recht hielt. Zur Zeit des Krimkrieges trat Prinzessin Augusta energisch auf Seiten Englands im schroffen Gegensatz zur Königin Elisabeth. Lady Bloomfield, Gemahlin des damaligen englischen Botschafters in Berlin, erzählt in ihrem Memoiren: „Im März 1854 veranstalteten wir einen Ball zu Ehren der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz, dem König und Königin beiwohnten, weil es in Preußen Sitte ist, daß der Hof jedem Feste beiwohnt, das einem Mitgliede der königlichen Familie gegeben wird. In der Stadt fanden Wetten statt, ob es auch diesmal geschehen würde. Die Kreuzzeitungspartei war wütend und suchte den Besuch zu einer

Demonstration zu stempeln. Am Tage vor unserem Ball fragte der König die Königin bei Tische, wann sie zu Bloomfields zu gehen gedächte? Die Königin antwortete, sie wüßte es noch nicht, ob sie überhaupt gehen werde, worauf der König kurz erwiderte: „Du mußt.“ Ihre Majestäten trafen um 10 Uhr ein, Lord Bloomfield und ich bewillkommneten sie an der Hausthür, und die Königin nahm den Arm meines Mannes, sagte aber nur: „Ihre Treppe ist sehr steil, Mylord!“ Von mir nahm sie kaum Notiz, obgleich ich natürlich ihr aufwartete, und suchte den König zu bestimmen, noch vor Tische aufzubrechen, obgleich dieser zu bleiben wünschte, sie stand indessen angekleidet an der Treppe und sandte dreimal nach ihm, so daß er endlich, wenn auch widerstrebend, nachgeben mußte. Zum Ersatz suchte die Königin den König zu überreden, bei einem Konzert anwesend zu sein, das unsere russischen Kollegen, die Budberg, der alten Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz zwei Tage nach unserem Balle gaben. Der König weigerte sich jedoch, indem er sagte: „Ich werde zu Lord Bloomfield gehen und auch zum Baron von Budberg, aber nur unter der Bedingung, daß er eine russische Großfürstin kommen läßt.“ Wir übergehen die weiteren Angaben und teilen nur noch folgenden Brief mit:

Berlin, den 23. Mai 1853.

Ich hatte eine lange und hochinteressante Begegnung mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen, dem Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzessin Luise, die alle ungemein liebenswürdig und herzlich waren. Die Prinzessin von Preußen sagte, sie hätte dringend gewünscht, mich noch einmal zu sehen, ehe sie Berlin verließe, um mir zu versichern, wie unveränderlich ihre Freundschaft für die Königin von England sei, auch wolle sie mir erzählen, welchen Trost sie aus der Konfirmation ihrer geliebten Tochter geschöpft, die kurz vorher stattgefunden hatte. Als Prinzessin Luise das Zimmer verließ, sprach sie ergreifend und bewegt ihre Befriedigung über die ruhige, ernste und fromme Weise aus, mit der ihr Kind diesen feierlichen Lebensabschnitt durchgemacht habe, inmitten so vielem, das peinlich und schmerzlich auf politischem Gebiete im Augenblicke sei, könne ihr nur ihr festes Vertrauen auf Gott und die Unterwerfung unter seinen Willen Frieden und Ruhe geben. Die teuere Prinzessin sah sehr angegriffen aus; jedesmal, wenn sie nach Berlin kam, wurde ihre Stellung peinlicher und schwieriger. Ihr starkes Gefühl für Preußens wirkliche Interessen, ihre tiefwurzelnde religiöse Überzeugung, ihre Anhänglichkeit an England ließ sie die Politik des Hofes beklagen, die sie als verderblich für ihr

geliebtes Vaterland ansah; ihre vornehme Natur erschrak vor den Intriguen und unlauteren Mitteln, mit denen man den König zu beeinflussen und gegen die Westmächte zu erbittern suchte."

Und in diese politische Atmosphäre, die den prinzlichen Hof zu Koblenz umgab, trat Herr von Bismarck als der verkörperte Gegensatz zu den dort herrschenden Tendenzen ein — ein Gegner Englands bis zur Dynastie hinauf, der Widersacher Österreichs, der Freund Rußlands und der Kreuzzeitung. Und doch wurde er im Laufe der Jahre in Koblenz gern gesehen — es bildete sich ein modus vivendi mit dem Prinzen, der schließlich, wenn auch nach harten Kämpfen, zu dem späteren intimen Verhältnis führte; — die Prinzessin ist dem Herrn von Bismarck auch als Königin und Kaiserin niemals innerlich näher getreten.

Ein böser Geist, der während jener ganzen Zeit im Schloß von Koblenz umging, trug nicht wenig dazu bei, das Verständnis zwischen dem Prinzen und dem Gesandten aus Frankfurt zu erschweren. Es war das der stehende Gast am prinzlichen Hofe: Freiherr von Schleinitz. Derselbe hatte sich nach seinem Rücktritt vom Ministerium des Äußeren im September 1850 ganz vom öffentlichen Leben zurück-

gezogen und seit 1851 am Rhein niedergelassen, wo er sieben Jahre im engsten Verkehr mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen lebte. Der politische Gegensatz des Bundestagsgesandten und des ehemaligen Ministers des Äußeren ging bis zu der Zeit zurück, wo Herr von Bismarck noch einfacher Abgeordneter war (im Landtage von 1847, der zweiten Kammer 1849, in Erfurt 1850), während Herr von Schleinitz längst im Amte war, nämlich als vortragender Rat im Ministerium des Auswärtigen. Das Departement der auswärtigen Politik war seit 1842 die eigentliche Domäne des Herrn von Schleinitz, und je eifersüchtiger er auf diesen Besitz war, desto mehr stieß ihn der spätere Nebenbuhler Bismarck ab. Herr von Bismarck verfolgte schon 1847 den Geheimrats-Liberalismus mit den Waffen des Spottes. Herr von Bismarck war ein einfacher Landedelmann, aber ein Junker, der die großen Städte als die Heerde der Revolution ausrotten wollte, womöglich die Buchdruckerei abschaffen. Herr von Schleinitz war Freiherr, einer alten rittermäßigen Adelsfamilie angehörend, und — Geheimrat. Auf dem auswärtigen Gebiet sind die Wege beider von dem Tage an auseinander gegangen, wo (1850) Herr von Schleinitz als auswärtiger Minister die Unionspolitik zur seinigen machte, welche die Erbschaft der Paulskirche

durch ein freies Einverständnis der Fürsten antreten zu können meinte. Herr von Bismarck verhöhnte diese Politik, nicht als absoluter Gegner der Sache, sondern weil man sich einbildete, ohne „Eisen und Blut" (er gebrauchte bekanntlich den Ausdruck erst später), sich mit Österreich abfinden zu können und Preußen zu einem Kriege nicht gerüstet war.

Als Herr von Schleinitz sah, daß die Unionspolitik auf einen Krieg mit Österreich lossteuerte, trat er zurück (September 1850). Er wollte den Krieg nicht. Friedlich sollte alles erreicht werden. Herr von Bismarck lachte ihn aus. Man weiß, daß dieser mit Herrn von Radowitz, dem Nachfolger des Herrn von Schleinitz, dem Säbelrass'ler, der durchaus losschlagen wollte, erst recht nicht zufrieden war, ebensowenig, wie mit dessen Nachfolger Manteuffel. In Frankfurt setzte Herr von Bismarck seine eigene Politik fort und vertrat sie auch lebhaft beim Prinzen Wilhelm. Dieser lernte hier den kühnen Staatsmann mit dem schon fertigen Programm für Deutschlands Zukunft genauer kennen. Schleinitz hielt das Widerspiel. Wir wissen nicht, ob vielleicht Herrn von Bismarck letzterem gegenüber manches Mal in Koblenz die Worte durch den Kopf gegangen sind: „Es wird mein schönstes Glück zu nichte! Als Prinz Wilhelm beim Erkranken des Königs die Regentschaft antrat,

nahm er aber noch nicht lange den Faust mit der „Fülle der Gesichte“ zum Ratgeber in auswärtigen Dingen, sondern den Herrn von Schleinitz, und dieser beeilte sich, den Herrn von Bismarck aus Frankfurt fortzunehmen, ihn „kalt zu stellen“ (wie Bismarck sich ausdrückte) und nach Petersburg in eine angemessenere Region zur Abkühlung zu versetzen. Man denke auch nur: während Herr von Schleinitz darüber nachdachte, wie er Österreich helfen könnte, seine Oberherrschaft in Italien zu retten, ging Herr von Bismarck auf den Frankfurter Promenaden mit dem sardinischen Gesandten Herrn Barral Arm in Arm spazieren, zum Entsetzen der kleinen Herolde Österreichs am Bunde, die nicht laut genug in die Kriegdrommete stoßen konnten.

Seitdem Prinz Wilhelm Regent und König geworden, behauptete das Palais in Berlin den Rang vor dem Schlosse von Koblenz. Aber die Prinzessin, Königin und Kaiserin Augusta flüchtete sich noch oft nach ihrer alten Residenz. Die Berliner Atmosphäre sagte ihr immer weniger zu. Der Kulturkampf verleidete ihr dieselbe vollends. Das Schloß am Rhein wurde der Sitz der ultramontanen Fronde, und der liberale Herr von Schleinitz wurde wieder der alte Gast von ehemals, soweit seine Obliegenheiten als Minister des königlichen Hauses (seit 1861) es nur

irgend gestatteten. Dieselben Wände, die so oft erregte Unterredungen über und gegen den Feind Englands und Österreichs, Herrn von Bismarck, behorcht hatten, tönten jetzt wieder von den Verwünschungen des Feindes Roms. Bis in die letzten Tage des November, noch Wochen nach ihrem Herbstaufenthalte in Baden-Baden, pflegte die hohe Frau in den Königsräumen, über denen noch das Wappen ihres Hauses von Sachsen, prangt, Hof zu halten, bis die Blätter des herrlichen Gartens unter ihren Fenstern gelb geworden. Dann wurden die Lichter von Koblenz ausgelöscht, um bei der Ankunft der hohen Frau in der ersten Etage des Palais in Berlin wieder aufzuflammen.

Die Königin und Kaiserin Augusta wie ihr erhabener Gemahl standen innerlich dem Hausminister von Schleinitz bis zu dessen Tode (1885) immer näher, als dessen unversöhnlichem Antipoden Bismarck.

Die Haltung Bismarcks in der Regentschaftsfrage, welche 1858 spielte, begründete das erste Mal ein sympathischeres Verhältnis zwischen dem Koblenzer Schloß und dem Bundestagsgesandten. In dieser Frage, „Regentschaft oder Stellvertretung", trennte sich Herr von Bismarck von der Kreuzzeitung, die sich durch ihr Verhalten in einen nicht zu über-

drückenden Gegensatz zum späteren König Wilhelm I. brachte.

Die zweite Verlängerungszeit der Vollmacht des Prinzen, für den erkrankten Bruder die Regierungsgeschäfte zu führen, naht ihrem Ende (13. April). Der Streit in den beiden Parteilagern, ob der jetzige Zustand der Schwebe fortdauern solle, oder ob eine Regentschaft Platz zu greifen habe, tobt mit unverminderter Heftigkeit weiter. Der König erklärt, er könne mit gebrochenem Geiste und Körper nicht regieren; doch die Königin will von der Einsetzung einer Regentschaft, auf welcher der Prinz unbedingt besteht, nichts wissen. Allenfalls wollte der Prinz in eine nochmalige Verlängerung der Vollmacht willigen, indessen unter keinen Umständen auf länger als ein Jahr. Leopold v. Gerlach, der uns in seinen „Denkwürdigkeiten" ein interessantes Bild von den damaligen Kämpfen am Hofe giebt, wittert ganz richtig den englischen Einfluß. Er vermutet, die Prinzessin von Preußen stecke dahinter, „diese merkwürdige Frau, die so vieles ergreift, aber alles mit Energie und mit Leidenschaftlichkeit." Jetzt erscheint Otto v. Bismarck auf der Bildfläche. Er ist von dem Prinzen sehr eingenommen. In den Gerlach'schen Kreisen rechnet man sogar schon mit der Möglichkeit seiner Premierschaft. Herr von Bismarck hatte

seinen Weg nach Damaskus bereits gemacht. Er war nicht mehr der unbedingte Gefolgsmann der Gerlachs und der Manteuffels, er findet den konstitutionellen Liberalismus nicht bedenklich, wohl aber den absolutistischen und hält daher das Beschwören der Verfassung für gut. In einer Art von Verzweiflung über diesen Wandel fügt Gerlach hinzu: „Ich auch. Dahin sind wir gekommen, daß wir solch einen Wisch für etwas Gutes halten, trotz seines bedenklichen Ursprungs." Der Prinz wird den Eid leisten und auf diese Weise die Giltigkeit des Testaments des Königs vernichten, worin er seinem Nachfolger das Verweigern des Eides und das Ausrotten des Konstitutionalismus zur Pflicht gemacht. Ein königlicher Erlaß vom 7. Okt. 1858 übertrug dem Prinzen die Regentschaft. Das Ministerium Manteuffel wurde durch ein liberales ersetzt, aber Bismarck war dem Regenten schon sehr nahe getreten.



Bismarck auf der Mensur.

Im Jahre 1847 hat sich Berlin zum ersten Male mit der Person des späteren Reichskanzlers beschäftigt. Es war das Jahr, welches dem preußischen Staate zum ersten Male ein Parlament und Parlamentarier brachte und Fürst Bismarck ist mit dem preußischen Parlamentarismus von seiner ersten Entstehung an verwachsen. Die Zahl derjenigen, die im Vereinigten Landtage als Redner aufgetreten sind und heute noch leben, ist sehr zusammengeschmolzen. Georg von Vincke, Graf Max Schwerin, Alfred von Auerswald, Ludolf Camphausen, David Hansemann, Gustav Mevissen, von der Heydt, von Beckerath, das waren die Namen, die bis dahin höchstens in ihrer Heimatsprovinz einen Klang gehabt hatten und nun mit einem Male im ganzen Lande populär wurden. Sie alle gehörten der Linken an; die Rechte überließ die Verteidigung ihrer Ansichten dem Ministerium, nur zwei thaten sich als Redner hervor,

Herr von Thadden-Triglaff, einer jener grotesken Figuren, die seitdem im Herrenhause nie ausgestorben sind, und Herr von Bismarck-Schönhausen, dessen Eigenart in Gedankengang und Form des Ausdruckes schon damals voll gewürdigt wurde. Beide traten mit besonderem Mute in dem Revolutionsjahre 1848 auf. Sie stimmten beide laut und vernehmlich gegen die der Revolution zujauchzende Adresse des vereinigten Landtages. Besonders berühmt geworden ist die Rede Thaddens gegen das neue Wahlgesetz. Er sagte: „Meine Herren, ich verachte eine solche träge konservative Gesinnung, die in großen historischen Momenten nur an sich denkt, die dann nicht zu großen Opfern bereit ist, und ich fordere die Männer aus meiner Provinz aus allen drei Ständen auf über mich Gericht zu halten, wenn sie mich nicht bereit finden zu allem, was die Ehre und das Wohl des Vaterlandes als unerläßlich von mir fordert. Aber gerade darum muß ich mich gegen das Wahlgesetz aussprechen, weil es das Grundprinzip unserer Verfassung aufhebt und völlig umstößt. Ich protestiere gegen jedes neue Wahlgesetz, welches das Prinzip der zwei Kurien und die Gliederung der drei Stände verläßt, obschon ich wahrlich keiner organischen Fortentwickelung unserer Verfassung verschossen bin. Verzeihen Sie, daß ich mich jetzt vielleicht

zu kurz fasse, aber ich kann im Grundprinzip nicht anerkennen, nach welchem auf 10000 Pfund Menschenfleisch (inklusive Menschenknochen) ein Wähler kommt, und vielleicht 40000 Centner eben dergleichen einen Abgeordneten stellen!" Ein unbeschreiblicher Tumult folgte dieser Rede, ja, der Redner kam in persönliche Gefahr. Durch ganz Deutschland wurde die Rede getragen, dem einen ein Gegenstand des Spottes, ein erfrischender Trunk für den anderen, das letztere besonders für Herrn von Bismarck. Dieser war aber doch ein „Reaktionär" von anderen Manieren. Im Jahre 1849 gehörte Bismarck zu der aufgelösten zweiten Kammer. Aus den Augen hat ihn das Berliner Publikum schon damals nicht verloren; man wußte, daß er der einzige Konservative war, der sich herbeiließ, mit den Demokraten ein Glas Bier zu trinken, vielleicht auch der einzige,, den die Demokraten zu diesem Behuf gern unter sich aufnahmen. An seine staatsmännische Zukunft hat damals wohl noch niemand geglaubt, desto mehr an seinen Humor. In den Abteilungen der zweiten Kammer saßen, wie im Plenum, die Abgeordneten nach Fraktionen geordnet. Bismarck aber nahm seinen Platz in der Abteilung in der Regel bei der Opposition, dem Herrn von Unruh gegenüber. Die Demokraten wurden bald bekannt genug mit ihm,

um zu fragen, was ihnen die Ehre verschaffte, ihn auf ihrem Flügel zu sehen. Bismarck erwiderte lachend:

„O! das ist ganz einfach. Drüben bei meinen Freunden ist es sehr langweilig, hier amüsiere ich mich besser".

Auch in der Restauration sprach Bismarck oft mit Abgeordneten von der Opposition, speziell von der äußersten Linken. Von einem solchen wurde ihm eine ähnliche Frage vorgelegt, wie in der Abteilung, wie es komme, daß er so viel mit der Linken verkehre?" Bismarck antwortete sofort:

„Warum soll ich mit Ihnen nicht reden, Sie gehen mir doch nicht aus dem Wege und fürchten nicht, daß Ihre Unterhaltungen mit mir Ihren politischen Ruf schädigen werden. Da giebt es aber Leute von der ministeriellen Seite, die gehen mir aus dem Wege, weil sie besorgen, in den Ruf der Reaktion zu kommen".

Wie Bismarck häufig das Gespräch mit einem pikanten Einfall endigte, so sagte er zu Herrn von Unruh:

„Nun wissen Sie was, wenn Ihre Partei siegt, so nehmen Sie mich in Schutz, und kommt meine Partei oben, so werde ich Ihnen denselben Dienst leisten. Schlagen Sie ein."

„Sehr gern", antwortete von Unruh. Beide lachten. Acht Jahre später hatte Unruh Veranlassung, Bismarck an diese scherzhafte Abrede zu erinnern und seine Vermittelung in Anspruch zu nehmen. Er hielt präcise Wort, obgleich es sich ursprünglich nur um einen Scherz handelte.

Unruh war nämlich nach 1850 zum Direktor einer Berliner Maschinenfabrik gemacht worden; der Handelsminister von der Heydt bedachte aber die betreffende Aktiengesellschaft mit Nachteilen für den Fall, daß er dabei bleibe. Auf sein Ersuchen bemühte Herr von Bismarck sich um die Aufhebung dieser Maßregelung, aber vergeblich. Zur Kennzeichnung der damaligen Zustände ist der folgende Bericht interessant: „Inzwischen hatte ich erfahren, daß der König, dem man zugetragen hatte, daß ich den Bau der Gasanstalt in Potsdam von Dessau aus leitete, geäußert hatte: „Ach, mein Gegenkönig von 1848, nun habe ich nichts dagegen, daß er Potsdam erleuchte." Die Eingabe des Verwaltungsrates wurde dem Minister des Innern von Westphalen zum Bericht zugefertigt. Auch diesen besuchte ich persönlich, wurde höflich aufgenommen, aber bedeutet, der Minister könne nicht dulden, daß in Berlin mehr als 1000 Arbeiter unter einem Kommando ständen. Herr von Westphalen soll an den

König berichtet haben, daß er für die Ruhe Berlins nicht einstehen könne, wenn man mich zuließe. Der Verwaltungsrat wurde abschläglich beschieden. So blieb mir nichts übrig, als auf das Anerbieten einzugehen, lediglich als Mitglied des Verwaltungsrats bei der Gesellschaft thätig zu sein, bis ein Ministerwechsel stattfinde."

Den Verkehr Bismarcks mit der Opposition konstatiert auch Temme in seinen Aufzeichnungen aus jener Zeit. Das Loos brachte ihn und den Herrn von Bismarck in dieselbe Abteilung. Der hohe Adel, der Kleinadel und fünf Demokraten (Georg Jung, d'Ester, Schulze Wanzleben und Temme, der fünfte wird nicht genannt) saßen in der Abteilung. Temme berichtet: „Man saß an einem langen Sitzungstische. Der hohe Adel hatte in geschlossenen Reihen das eine Ende des Tisches eingenommen; wir fünf Demokraten saßen an dem entgegengesetzten Ende beisammen. In der Mitte befanden sich die anderen Mitglieder der Abteilung. Der Herr von Bismarck saß mitten zwischen dem hohen Adel.

Eines Tages, mitten in einer Sitzung, erhob sich plötzlich Herr von Bismarck, schob seinen Stuhl mit Geräusch zurück, nahm seine Mappe und seine Papiere, schritt mit Aplomb an der ganzen Länge des Tisches vorüber zu dessen anderem Ende nahm,

einen leeren Stuhl und saß auf einmal mitten zwischen den fünf Demokraten. Mit den Worten: „Die sind mir doch gar zu dumm!" führte er sich bei uns ein, auf das Ende des Tisches zeigend, das er verlassen hatte.

Er blieb an unserem Ende. Er war sehr liebenswürdig in seiner Weise. Wir blieben gute Nachbarn zusammen, obgleich wir politisch oft derb aneinanderkamen. Es war wohl ein eigentümliches Schauspiel, wie aus unserem kleinen Häuflein an dem demokratischen Tischende die kräftigen Angriffe auf Reaktion, Aristokratie und Junkertum fielen, und dann auf einmal aus der Mitte desselben Häufleins in der junkerlichsten Weise die Demokratie mitgenommen wurde. Der offizielle Streit wurde gewöhnlich im gemütlichen Privatgespräch fortgesetzt. So erinnere ich mich, daß einmal — ich glaube es war bei der Debatte über die Aufhebung des Belagerungszustandes in Berlin — der Herr von Bismarck zu seinem Nachbar d'Ester sagte: „Wenn ich zu befehlen hätte, ich ließe Sie sofort erschießen." Worauf der stets redefertige d'Ester ihm erwiderte: „Hm, Herr von Bismarck, wenn wir einmal das Regiment haben, Sie ließe ich hängen." Dem kleinen d'Ester war es trotz der Freundlichkeit, mit der er es sagte, vielleicht voller Ernst.

Während Herr von Bismarck den Verkehr mit Demokraten gelegentlich suchte und es andererseits konservative Gesinnungsgenossen gab, denen er gern aus dem Wege ging, so war die später als „Gothaer" bezeichnete Partei diejenige, die ihm am unausstehlichsten war. Es wurde unter Manteuffel auf Wunsch des Königs eine Verständigung zwischen den „Gagern'schen" und den preußischen Konservativen versucht, wie weit nämlich der König in der deutschen Sache gehen wollte. Herr von Manteuffel lud Gagern und Bismarck zu einem Souper à trois ein. Zuerst wurde wenig oder gar nicht von Politik gesprochen. Dann ergriff Manteuffel einen Vorwand, um die beiden allein zu lassen. Als er heraus war, sprach Herr von Bismarck sogleich von Politik und setzte Gagern seinen Standpunkt in nüchterner, sachlicher Weise auseinander. „Da hätten Sie" — so erzählte später einmal Herr von Bismarck — „den Gagern hören sollen. Er machte sein Jupitergesicht, hob die Augenbrauen, sträubte die Haare, rollte die Augen und schlug sie gen Himmel, daß es förmlich knackte und sprach zu mir mit seinen großen Phrasen, wie wenn ich eine Volksversammlung wäre. — Natürlich half ihm das bei mir nichts. Ich erwiderte kühl, und wir blieben auseinander, wie bisher. Als Manteuffel dann wieder hereingekommen war,

und der Jupiter sich entfernt hatte, fragte er mich: „Nun, was haben Sie zustande gebracht mit einander?" „Ach", sagte ich, nichts ist zustande gekommen. Das ist ja ein ganz dummer Kerl. Hält mich für eine Volksversammlung — die reine Phrasengießkanne. Mit dem ist nicht zu reden."

Zu der Zeit, als die preußische Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt war, kamen nach Heinrich von Gagern auch Simson und Hergenhahn im Auftrage des Frankfurter Parlamentes nach Berlin, um zwischen der Krone und der preußischen Nationalversammlung, deren Präsident Herr von Unruh damals war, zu „vermitteln". Der letztere war von der Vergeblichkeit dieser Versuche überzeugt, da die „Reaktion" siegreich, die Versammlung besiegt war. Über den Versuch Simsons und Hergenhahns berichtet Herr von Unruh in seinen Erinnerungen:

„Ich erklärte, daß ich eine Plenarsitzung nicht zusammenberufen könne, nachdem die Versammlung schon so oft durch militärische Gewalt gesprengt worden sei. Dagegen machte ich den Vorschlag, daß ich von allen Fraktionen, die bei uns gebliebenen Mitglieder der Rechten eingeschlossen, zwei bis drei Mitglieder, die sogenannten Führer, zum nächsten Abend nach meiner Privatwohnung einladen würde. Hierauf gingen Simson und Hergenhahn ein. Es

fanden sich 12 bis 15 Abgeordnete bei mir ein, darunter auch Waldeck und Jacobi. Ich bat Simson und Hergenhahn, ihren Auftrag auseinanderzusetzen. Der erstere that dies in einer ziemlich langen und rhetorisch sehr guten Rede. Daran knüpfte sich eine Diskussion, in welcher von Seiten mehrerer Abgeordneten dieselben Bedenken ausgesprochen wurden, die ich bereits gegen die Kommissarien geäußert hatte. Man wies darauf hin, daß wir völlig machtlos seien und in keiner Weise die Initiative zu einem Vergleich ergreifen könnten, auf den die zur Reaktionspartei gehörige Regierung jetzt, nachdem sie vollständig gesiegt habe, sicher nicht eingehen werde. Dieselbe werde sich uns gegenüber in gar keine Verhandlung einlassen, auch sei es der Versammlung unter dem Belagerungszustande unmöglich gemacht, Vorschläge der Herren Kommissarien im Plenum zu beraten. Simson blieb dabei, daß die Beilegung des Streites versucht werden müsse. Als hierauf ein Abgeordneter die Frage aufwarf, was denn geschehen werde, wenn die Regierung sich auf keinen Vergleichsvorschlag einlasse — antwortete Simson mit gehobener Stimme:

„Dann werden wir mit gleicher Unparteilichkeit gegen die Versammlung, wie gegen die Krone entscheiden.“

„Und was werden die 50000 Mann Truppen, die in und um Berlin stehen, zu Ihrer Entscheidung sagen?" bemerkte ein Abgeordneter.

Man sieht, auf welchem Standpunkte damals noch, trotz der Erfahrungen in Wien, das Frankfurter Parlament und die meisten seiner Mitglieder standen, welches Ansehen und welche Macht sie noch zu besitzen glaubten.

Zu den Altliberalen oder Konstitutionellen, später Gothaern (die sogenannte Erbkaiserpartei in der deutschen Nationalversammlung hatte im Juni 1849 in Gotha getagt) gehöre auch Georg von Vincke, der „Mann des Rechts und nicht des Geldes", wie er sich selbst nannte. Die rheinischen Bourgeois schauten sehnsüchtig nach Frankreich und Belgien hinüber und glaubten eines Prinzips gar nicht zu bedürfen, „sich lediglich — wie ihnen von links her vorgeworfen wurde — auf ihre rücksichtslose Pfiffigkeit verlassend"; der westfälische Junker glaubte dagegen, den Blick unausgesetzt auf England gerichtet, sein Prinzip im Rechtsboden gefunden zu haben. Herr von Vincke galt als der glänzendste von den hellen Sternen, die im Jahre 1847 an dem ersten parlamentarischen Himmel aufgingen. Graf Vitzthum, der sich damals als junger sächsischer Legationsrat in Berlin befand und später über diesen

seinen Aufenthalt Memoiren veröffentlicht hat, verfolgt in diesen die Verhandlungen des vereinigten Landtages mit größter Aufmerksamkeit. Vincke erscheint ihm als Vertreter des echten Adels; er sei „jetzt freilich die bête noire der Ministeriellen, sowie derer, die anstatt der monarchischen Gesinnung das Junkertum, anstatt des monarchischen Prinzips den Socialismus auf ihre Fahne schreiben". „Die Namen eines Vincke, Auerswald, Graf Schwerin — heißt es in einem anderen Briefe — haben eine Bedeutung erhalten, die alle übrigen in den Schatten stellt. Dabei ist eine loyale, echt patriotische, echt deutsche Gesinnung die recht eigentliche Pulsader der Versammlung." Graf Arnim-Boitzenburg erscheint seinem Vetter Vitzthum als „politische Größe" bereits verbraucht; „wie schnell" — schreibt der letztere seiner Mutter vom 12. Juni 1847 — „haben wir doch alle unsere Illusionen über dessen staatsmännische Befähigung aufgeben müssen." Graf Vitzthum wohnte am 26. Juni auch dem Abschiedsessen der Opposition bei Milenz unter den Linden bei. Vincke war auch hier der Held des Tages. Auffallend war dem diplomatischen Beobachter die Herablassung, mit der er die Rheinländer behandelte. „Sie kamen alle zu ihm, machten ihm förmlich den Hof; er aber schaute sie an de haut en bas und schien sich zu

besinnen, ob er auch seine ritterliche Rechte in die dargebotene Krämerhand fallen lassen sollte."

Hatte G. von Vincke schon auf dem Vereinigten Landtage mit Herrn von Bismarck sich parlamentarisch in heftigem Kampfe gemessen, so sollte ihre Feindschaft in der Kammer es sogar bis zu einer Mensur mit tödlichen Waffen bringen. Herr von Bismarck kam von Frankfurt a. M. nach Berlin, um dort einige Tage seine Pflicht als Abgeordneter zu erfüllen. Er hatte mit dem Bundestagspräsidenten Graf Thun allerlei Reibungen gehabt. Sein Eintritt in die Bundesversammlung im August 1851 sollte bezeichnend genug sogleich am ersten Tage einige Abweichungen von der herkömmlichen Bundestagsschablone aufzuweisen haben; man war allgemein erstaunt, daß Herr von Bismarck bei seiner Einführung in die Bundesversammlung es sich genügen ließ, daß seine Vollmacht vom Präsidium verlesen und im Archiv hinterlegt wurde, während er selbst ein Erstaunen erregendes Schweigen beobachtete. Graf Thun, der Bundestagspräsident, schlug daher alsbald vor, die durch den Austritt des Generallieutenants von Rochow erledigten Stellen in den Bundestagsausschüssen durch neue Wahl zu besetzen. Es wurde jedoch bemerkt, daß man wohl allseitig einverstanden sein werde, Herrn von Bismarck sofort ohne Wahl

in die Ausschüsse eintreten zu lassen. Darüber entstand große Verlegenheit, welche der Präsidial-Gesandte nur dadurch lösen zu können glaubte, daß er vorschlug, der Zeitersparnis wegen von einer Förmlichkeit abzusehen, aber das Protokoll doch so zu fassen, daß daraus hervorgehe, daß Herr von Bismarck gewählt worden sei. Graf Thun war in Nankingbeinkleidern, in leichtem Lüsterröckchen, hoch zugeknöpft und mit dem Anflug von einer Halsbinde erschienen. Sein Vortrag entsprach einer Rede am Stammtisch. — Bismarck hatte seine Antrittsrede wohl vorbereitet, hielt sie aber nicht, saß vielmehr bequem auf seinem Stuhl und schaute unverwandt nach der Zimmerdecke. Daß darüber eine große Verlegenheit entstand und der Graf Thun dieselbe auf sein Konto zu schreiben hatte, war natürlich.

Die Rücksichtslosigkeit des Grafen Thun erfuhr wiederholt eine ähnliche Abfertigung. Über die bekannte Cigarrengeschichte hat sich Herr von Bismarck in seinen späteren Erinnerungen wie folgt, geäußert: „Ich kam zu Graf Thun, als er arbeitete und dazu rauchte. Er bat mich, einen Augenblick zu verziehen. Ich wartete eine Weile; als es mir aber zu lange wurde, und er mir keine Cigarre anbot, nahm ich mir eine und ersuchte ihn um Feuer, das er mir mit etwas verwundertem Gesicht auch gab. — Aber

es ist noch eine andere Geschichte der Art zu erzählen. Bei den Sitzungen des Militärausschusses hatte, als Rochow Preußen beim Bundestage vertrat, Österreich allein geraucht. Rochow hätte es als leidenschaftlicher Raucher gewiß auch gern gethan, getraute sichs aber nicht. Als ich nun herzukam und nicht einsah, warum nicht, ließ ich mir von der Präsidialmacht Feuer geben, was von ihr und den andern Herren mit Erstaunen und Mißvergnügen bemerkt zu werden schien. Es war offenbar für sie ein Ereignis. Für diesmal rauchten nun bloß Österreich und Preußen. Aber die andern Herren hielten das augenscheinlich für so wichtig, daß sie darüber nach Hause berichteten. Auch nach Berlin muß man es geschrieben haben: denn es erfolgte eine Anfrage vom König, der selber nicht rauchte, und die Sache vermutlich nicht nach seinem Geschmacke fand. Die Sache erforderte an den kleinen Höfen reifliche Überlegung, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Darauf begann auch Schrenk, der bayrische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachse von Nostitz hatte ohne Zweifel auch große Lust dazu, und als er das nächstemal sah, daß der Hannoveraner Bothmer sich eine Cigarre genehmigte, zog er gleichfalls eine aus seiner Tasche und rauchte.

Nun waren noch der Württemberger (von Reinhard) und der Darmstädter (von Münch-Bellinghausen) übrig, und die rauchten überhaupt nicht. Aber die Ehre ihrer Staaten erforderte es gebieterisch, und so langte denn richtig das folgende Mal der Württemberger eine Cigarre heraus — ich sehe ihn noch damit, es war ein langes, dünnes, hellgelbes Ding, Couleur Roggenstroh — und rauchte sie als Brandopfer für das schwäbische Vaterland wenigstens halb. Nur Hessen-Darmstadt enthielt sich."

Auf diese Geschichte spielte einmal Herr von Vincke im Abgeordnetenhause an. Herr von Bismarck, der demselben anfangs noch als Bundesgesandter angehörte, hatte dort in einer persönlichen Bemerkung gegen ein Mißverständnis des Herrn von Vincke geäußert:

„Der Abgeordnete für Aachen hat vorher gesagt, ich hätte in meiner vorgestrigen Rede geäußert, es sei nicht unwahrscheinlich, daß wir in sechs Monaten Krieg hätten. Ich bin zwar einigermaßen daran gewöhnt, daß meine Worte dem Herrn Abgeordneten anders ins Ohr fallen, als sie meines Wissens aus meinem Munde hervorgegangen sind, und ich glaube, daß niemand diejenigen Versionen, die der Herr Abgeordnete von meinen Äußerungen giebt, als authentische betrachten wird. Da ich es aber sehr be-

klagen würde, wenn der Herr Abgeordnete infolge seiner Auffassung meiner Worte sich vielleicht zu frühzeitig von seinen Fonds trennte, so will ich seine Bemerkung dahin berichtigen, daß ich nicht gesagt habe, es sei nicht unwahrscheinlich, daß in sechs Monaten Krieg sein werde, sondern ich habe wirklich geäußert, trotz der unzweifelhaft friedlichen Dispositionen aller europäischen Mächte sei es nicht unmöglich, daß wir in sechs Monaten, von hier aus gerechnet, in der Lage sein werden, die militärischen Talente des Herrn Abgeordneten für Aachen auf einem andern Felde, als dem hiesigen, erproben zu können. (Große Unruhe, Präsident Graf von Schwerin: Ich bitte um Ruhe.) Ich glaube, durch diese Äußerung, die Diskretion, welche mein Amt (als Gesandter) mir auferlegt, nicht verletzt zu haben, so wenig als dadurch, daß ich hinzufüge, daß meiner festen Überzeugung nach wir in sechs Monaten entweder Krieg haben oder Frieden."

Der Abgeordnete von Vincke bemerkte hierauf ungefähr: „Ich kann nur annehmen, daß der persönlich gereizte Ton, wozu der Herr Abgeordnete keine Veranlassung hatte, da ich seine Leistungen dankbar anerkannt habe, nur aus verletzter Bescheidenheit herrührt, weil ich ihn einen namhaften Diplomaten genannt habe. Ich will daher, um ihn

zu befriedigen, diese Äußerung hiermit förmlich zurückzunehmen, da allerdings alles, was ich von seinen diplomatischen Leistungen weiß, sich nur auf die bekannte brennende Cigarre beschränkte."

Darauf erwiderte der Abgeordnete von Bismarck:

„Ich hätte gewünscht, daß der Abgeordnete von Vincke sich der unnötigen Beziehungen auf meine Person enthalten hätte. Da er es nicht gethan hat, da er meine Äußerungen in einer, wie ich meine, entstellten Weise vorgetragen hat, so bin ich genötigt, ihm darauf zu erwidern. Wenn der Abgeordnete für Aachen sagt, ich hätte mit ihm in einem gereizten Tone gesprochen, so muß ich dies in Abrede stellen. Vielleicht finde ich Gelegenheit, mit ihm in diesem Tone zu sprechen. Seine letzte Äußerung überschreitet die Grenze nicht nur der diplomatischen, sondern derjenigen privaten Diskretion, deren Beobachtung ich von einem Manne von guter Erziehung erwarten zu dürfen glaubte." Einige Tage darauf fand zwischen Herrn von Bismarck und Herrn von Vincke vor dem Schönhauser Thore, bei der einsamen Pappel, ein Kugelwechsel statt.

Über Graf Thuns gesellschaftliche Manieren bemerkte Herr von Bismarck noch in einem Schreiben an Herrn von Manteuffel. „Mir hat er auf meinen ersten Besuch im Mai eine Karte geschickt, seidem

ist er niemals wieder bei mir gewesen, und hat meine zahlreichen Besuche, auch die offiziellen, nie erwiedert. Wenn ich in Geschäften zu ihm komme, so läßt er mich im Vorzimmer warten, um mir dann zu sagen: er habe eben den sehr interessanten Besuch eines englischen Zeitungskorrespondenten gehabt. Selbst mit Herrn von Rochow machte er es nicht anders; Wentzel sagt mir, daß er mit Herrn von Rochow zusammen 20 Minuten dort antichambriert habe. Er steht nie von seinem Sitze auf, um jemand zu empfangen, bietet auch keinen Stuhl an, während er selbst sitzen bleibt und stark raucht. Ich teile Euer Excellenz dies nur zu Ihrer Erheiterung mit: ich beachte dieses seltene Exemplar von Diplomat mit der Ruhe des Naturforschers und schmeichle mir, zu seiner gesellschaftlichen Glättung wenigstens in seiner Haltung mir gegenüber schon einiges beigetragen zu haben, ohne daß unser gegenseitiges Verhältnis den freundschaftlichen und vertraulichen Charakter verloren hat. Unbequemer wird der geschäftliche Verkehr aber allerdings durch die Notwendigkeit, jenem Benehmen gegenüber die Würde der amtlichen Stellung zu wahren."

Folgen wir Herrn von Bismarck in eine Ausschußsitzung. Graf Thun präsidiert, und da er die eingehende Pièecen nicht vorher liest, so lernt er sie

erst dadurch kennen, daß er sie dem Ausschusse buchstäblich von Anfang bis zu Ende vorliest, eine Operation, welche mitunter bei einer einzigen Pièce, zum Beispiel einem 30 bis 40 Bogenseiten starken Bericht über das Rechnungswesen der Flotte, voller Ziffern und Belegen, mehrere Stunden dauert, während welcher der Graf mit beneidenswerter Lunge liest, Herr von Scheele einschläft, Herr von Nestitz unter dem Tisch ein Buch liest und General Xylander neue und phantastische Lafetten-Konstruktionen auf ein Löschblatt zeichnet. Dieses Vorlesen ist nur das Mittel, zu erfahren, wovon das Aktenstück handelt. Jetzt erwacht Herr von Scheele. Er unterbricht den Präsidenten mit einer Frage. Dieser wird so heftig, daß Herr von Scheele Herrn von Bismarck beauftragt, den Grafen zu fordern. Letzterer zieht es aber vor, den Vermittler zu machen und die Sache beizulegen, „obwohl" — wie er sagt — „eine anderweite Entwicklung ohne Zweifel pikanter gewesen wäre".

In eigener Sache hat Herr von Bismarck immer leichter zur Waffe gegriffen. Dabei ist Folgendes charakteristisch. Am 22. März 1852 war Bismarck bei L. v. Gerlach in Sachen seines Duells mit Vincke, welches unmittelbar bevorstand. Büchsel hatte Bismarck das heilige Abendmahl verweigert. Gerlach konnte dies Vorgehen nicht billigen, denn Bismarck befand sich im

Stande der Notwehr und gerechten Krieges. Auch das Zureden Hans von Kleist's half bei Büchsel nichts. Das Duell fand am 25. März 1851 statt, ohne daß etwas herausgekommen. Büchsel hatte seine Weigerung schließlich doch fallen gelassen. Vor dem ersten Schuß sprach Bismarck ein Gebet. Auf Vincke soll dies doch Eindruck gemacht haben,

Wir werden sehen, wie Herr von Bismarck sich wegen seiner Herausforderungen wiederholt vor dem Richterstuhle der Religion zu verantworten gehabt hat. Er ist ein strenggläubiger Christ. Am 28. September 1870, also während des Krieges, hat er in Ferrières eine merkwürdige Tischrede gehalten. Es war die Unterhaltung auf das Pflichtgefühl der Deutschen im Gegensatz zu den Franzosen gekommen, und der Kanzler hatte es „auf den Rest von Glauben in unserem Volke" zurückgeführt. Dann fuhr er fort: „Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise, das Seine thun und jedem das Seine lassen, begreife ich nicht. Wenn ich nicht mehr Christ wäre, bliebe ich keine Stunde mehr auf meinem Posten. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und

wäre vornehm genug. Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben. Orden und Titel reizen mich nicht. Ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe gegen alle möglichen Absurditäten, nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben. Schaffen Sie mir einen Nachfolger mit jener Basis und ich gehe auf der Stelle. Aber ich lebe unter Heiden. Ich will keine Proselyten damit machen, aber ich habe das Bedürfnis, diesen Glauben zu bekennen."

Ein leidlich bekannter Mann in der Geschichte pflegte ebenso vor seinen Freunden und Hauptleuten wie im Parlamente zu reden, er hatte dieselben Anschauungen, dieselben idyllisch partriarchalischen

Neigungen, dieselbe energische Natur, auch er dachte, wie der deutsche Kanzler, in den Nächten, wo er nicht schlafen konnte, an diejenigen, die ihn gekränkt und beleidigt — Oliver Cromwell.



Bismarck und Hinckeldey.

Am Abend des 22. Juni 1855 drang in das Lokal des bei Gelegenheit des Berliner Pferderennens im Hôtel du Nord versammelten Jockey-Klubs ein Polizeilieutenant, begleitet von mehreren Konstablern.

Das Erstaunen der Anwesenden, unter denen sich, außer vielen Offizieren, auch einige österreichische und mecklenburgische Edelleute befanden, war ein um so größeres, zumal der Beamte, Polizeilieutenant Damm, sich augenblicklich einen Rausch angetrunken hatte.

Derselbe forderte die Herren in roher und polternder Weise auf, ihre Namen zu nennen, und erlaubte sich besonders gegen die Offiziere ein so ungehöriges und brutales Benehmen, daß er dadurch die allgemeinste Empörung hervorrief.

Als einige Offiziere sich weigerten, den ungebührlichen Weisungen des Beamten nachzukommen,

riß derselbe die auf den Korridor führende Thür auf und deutete unter Drohungen auf zehn weitere Konstabler, die draußen mit gezogenen Säbeln Aufstellung genommen hatten.

Dies war aber Öl ins Feuer. Die Offiziere eilten zu ihren an der Wand hängenden Degen und es wäre ohne Zweifel zu beklagenswerten Auftritten und selbst zu Blutvergießen gekommen, wenn Herr von Rochow, damals Lieutenant, die aufgeregten Gemüter nicht mit größter Mühe beschwichtigt, dem Polizeibeamten sämtliche Anwesenden namhaft gemacht und besonders die fremden Gäste vertreten hätte.

Noch an demselben Abend schrieb er an den General-Direktor der Polizei und ersuchte denselben, behufs Aufklärung dieses unerhörten Vergehens um eine Unterredung. Herr von Hinkeldey antwortete, daß er am 24. zur Verfügung stehe und Rochow empfangen würde.

Letzterer fand sich zur bestimmten Stunde mit dem Grafen Wilhelm von Pourtales bei dem Polizeichef ein, fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis ihm volle Aufklärung und Satisfaktion geworden sei.

Im Laufe der Unterredung gab Hinkeldey seiner Mißbilligung über das Verfahren des Polizeilieutenants Damm Ausdruck, jedoch nur insofern, als

derselbe sich bei dem ihm zu Teil gewordenen Auftrage Überschreitungen hatte zu Schulden kommen lassen.

Dies genügte dem Lieutenant von Rochow keineswegs. Er drang vielmehr darauf, zu erfahren, von wem und aus welchem Grunde der Beamte überhaupt den Auftrag, in den Klub einzudringen, erhalten habe.

Herr von Hinkeldey erklärte nunmehr, daß die Polizei, einem bestimmten Befehl Sr. Majestät des Königs zufolge, so zu handeln gezwungen worden sei. Seine Aussage lautete wörtlich:

„Seine Majestät der König hat mir befohlen und gesagt: Wenn Sie die Herren von Schmeling und von Heydebrand nicht aus Berlin schaffen, jage ich Sie fort, Herr von Hinkeldey!"

Erläuternd fügte er noch das folgende hinzu:

Der Herzog Wilhelm von Mecklenburg hatte in Berlin viel Schulden gemacht, hauptsächlich durch das Spiel. Seine Mutter, die Großherzogin Alexandrine, hatte dies dem Könige Friedrich Wilhelm III., ihrem Bruder, geklagt und denselben gebeten, den Lebenswandel des Herzogs nachforschen zu lassen. Der König entsprach dieser Bitte und erfuhr nun, daß die Herren von Schmeling und von Heydebrand demselben im Spiel viel Geld abgenommen hatten.

Für Herrn von Rochow war die Sache durch diese Auskunft nicht erledigt. Er eröffnete dem General-Direktor, dieselbe weiter verfolgen und dabei die erhaltene Erklärung benutzen zu wollen, insoweit seine Diskretion dabei nicht in Anspruch genommen sei.

Nach seiner Rückkehr von dieser Unterredung protokollierten er und Graf Pourtales dieselbe möglichst wortgetreu, ebenso, daß Herr von Hinkeldey über den von ihm mitgeteilten Befehl des Königs Diskretion dabei nicht verlangt habe.

Darauf wendete er sich beschwerdeführend an den Minister des Innern, Herrn von Westphalen, welcher ihm unterm 25. August 1855 die Antwort erteilte, daß der Polizeilieutnant Damm mit einer Geldbuße von 20 Thalern und einem strengen Verweise bestraft und außerdem in eine andere Stadt versetzt worden sei.

Herr von Schmeling, von dem Befehl des Königs an den Generaldirektor der Polizei und der Motivierung desselben in Kenntnis gesetzt, beantragte eine ehrengerichtliche Untersuchung dieser ihn belastenden Angelegenheit und erhielt hierauf den folgenden Bescheid:

Berlin, den 21. Dezember 1855.

Ew. Hochwohlgeboren erwiedere ich auf das gefällige Schreiben vom 18. d. Mts. ganz ergebenst, daß der General-Polizei-Direktor von Hinkeldey

mir die amtliche Erklärung abgegeben hat, er könne bestimmt versichern, dem Herrn von Rochow folgende Äußerung nicht gemacht zu haben:

— „Seine Majestät der König hat mir befohlen und gesagt: Wenn Sie die Herren von Schmeling und von Heydebrand nicht aus Berlin schaffen, jage ich Sie fort, Herr von Hinkeldey." —

Es ist hiernach nur anzunehmen, daß die ganze Angelegenheit auf einem Mißverständnis beruht, und kann ich daher ihrem Auftrage, dieselbe dem betreffenden Ehrenrat vorzutragen, keine Folge geben.

Der General-Major und Kommandant
von Schlichting.

Die hierin enthaltene amtliche und bestimmte Erklärung bezichtigte Herrn von Rochow der Lüge oder der Verleumdung.

Die weiteren Schritte des letzteren bestanden zunächst in drei neuen Eingaben an den Minister des Innern, vom 14. Januar, 18. Januar und 6. Februar 1856.

Ich führe die erste hier wörtlich an:

Den Herrn Minister des Innern,
von Westphalen,
Excellenz.

„Ew. Excellenz sehe ich mich genötigt, ganz gehorsamst noch einmal mit einer Beschwerde zu be-

lästigen, welche zwar nicht unmittelbar, jedoch teilweise die Ew. Excellenz bereits bekannte Arrestation der Mitglieder des Jockeyklubs hier zu Berlin am 23. Juni vorigen Jahres betrifft.

Am 24. Juni vorigen Jahres begab ich mich in Begleitung des Grafen Wilhelm Pourtales zum Generaldirektor Herrn von Hinkeldey, um ihn zu ersuchen, uns eine Aufklärung über die gedachte Maßregel zu geben.

Derselbe teilte mir im Laufe der Unterhaltung als Beweggrund zu dem Einschreiten der Polizei folgendes mit:

„Seine Majestät der König hat mir befohlen und gesagt: Wenn Sie die Herren von Schmeling und von Heydebrand nicht aus Berlin schaffen, jage ich Sie fort, Herr von Hinkeldey."

Am Tage nach dieser Unterredung ersuchte ich den Grafen von Pourtales schriftlich, den Wortlaut der bewegten Unterredung, so wie ich ihn vernommen, zu prüfen, und mir dasjenige davon, was er ebenso und zwar wörtlich so wie ich gehört zu haben sich erinnerte, zu bestätigen, indem ich die Absicht hätte, davon den mir notwendig erscheinenden Gebrauch zu machen, Herr Graf Pourtales that dies, und wiederholte mir mündlich ebenfalls an einem der

nächsten Tage den bereits angeführten Satz, den Befehl des Königs betreffend.

Ich hielt es für eine Pflicht, die beiden Herren Offiziere von dem sie Betreffenden zu unterrichten, und zwar aus zwei Gründen

1) um diesen Herren Gelegenheit zu geben, sich gegen eine wider sie angeregte Anschuldigung, welche diesem Befehl Sr. Majestät des Königs die Veranlassung gegeben haben mußte, zu verteidigen,

2) um die Gesellschaft, in der die beiden Herren sich befunden hatten, vor ähnlichen auf Grund dieses Befehls veranlaßten, belästigenden und beleidigenden Maßregeln zu schützen.

Herr von Schmeling hatte hierauf bei dem General von Schlichting eine Eingabe eingereicht, bezugnehmend auf die ihm von mir gemachten Mitteilungen.

Herr von Hinkeldey erklärt also amtlich und bestimmt, die von mir wiederholten Äußerungen nicht gethan zu haben.

In dieser Erklärung liegt die Anschuldigung gegen mich, etwas verbreitet zu haben, was nicht wahr ist, welche Anschuldigung um so schwerer wiegt, da sie Worte betrifft, die Se. Majestät gebraucht haben soll.

Graf Pourtales hat mir aus Venedig, wo er sich jetzt aufhält, auf mein Ersuchen noch einmal das bestätigt, was er und ich bereits im Juni v. J. als bestimmt und wörtlich gehört zu haben bereit waren zu verantworten.

Ew. Excellenz bitte ich daher ganz gehorsamst, als Vorgesetzter des Herrn von Hinkeldey, diesem die Sachlage vorzustellen und ihn veranlassen zu wollen, mir eine Erklärung zu geben, welche es mir möglich macht, meine und des Grafen Pourtales Ansicht, daß Herr von Hinkeldey durch diese Erklärung vom 18. Dez. 1855 amtlich eine Lüge ausgesprochen hat, zu ändern.

Ich stehe Ew. Excellenz jeden Augenblick zu Diensten, die Korrespondenzen mit Graf Pourtales vorzulegen, und erlaube mir noch gehorsamst zu bemerken, daß es mir wünschenswert erscheint, falls ich eine meiner Ehre genügende Erklärung von Herrn von Hinkeldey auf diesem Wege erlange, es Sr. Majestät dem König zu ersparen, die Entscheidung hierüber zu geben."

In den privaten, mir zur Durchsicht vorgelegten Aufzeichnungen des Majors heißt es mit Bezug auf diese Eingabe:

„Ich habe hier hinzuzufügen, daß ich beim Verfolge dieser Angelegenheit den amtlichen Weg,

durch Beschwerde bei der vorgesetzten Behörde des Herrn von Hinkeldey, und nicht den persönlichen, um mir Genugthuung zu verschaffen, würde wählen, weil

1. meine Lage eine sehr günstige war,
2. weil nur auf diesem Wege mein Verdacht, daß Herr von Hinkeldey möglicherweise die Person des Königs vorgeschoben hatte, um sich selbst vor einer Verantwortlichkeit wegen der Ausschreitungen der Polizei zu decken, eine Bestätigung erfahren konnte,
3. weil meine Satisfaktion durch das Resultat einer vom Minister von Westphalen auf meinen Antrag angeordneten Untersuchung eine viel eklatantere und vollständigere sein mußte, als wenn ich den persönlichen Weg betreten hätte."

— — — „Während der Zeit meiner Korrespondenz mit dem Minister," so lautet es weiter in der Rochow'schen Niederschrift „hatte der Geh. Rat von Münchhausen, Mitglied des Herrenhauses, zu intervenieren gesucht. Er stellte mir in Aussicht, daß Herr von Hinkeldey mir eine befriedigende Erklärung machen würde, wenn ich meine Forderung auf Untersuchung gegen ihn fallen lassen würde."

Die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch, weil

der Generaldirektor die von Herrn von Rochow aufgesetzte Erklärung nicht unterzeichnen, auch mündlich vor zwei Zeugen nichts erklären wollte.

Dagegen war er bereit, demselben allein und unter vier Augen die geforderten Zugeständnisse zu machen, ein Anerbieten, auf welches von Rochow sich nicht einließ.

Wenige Tage darauf, am 5. März 1856, reichte der General-Polizei-Direktor von Hinkeldey beim Könige sein Abschiedsgesuch ein, welches auch bewilligt wurde.

Diese Thatsache blieb ein tiefes Geheimnis, um das damals nur der König und von Hinkeldey wußten, da der letztere demnächst in seinen Posten wieder eintreten sollte.

Unmittelbar darauf ließ er Herrn von Rochow durch den Geh. Rat von Münchhausen fordern.

„Als Grund dieser Herausforderung," heißt es in dem Manuskript des Majors, „gab Herr von Münchhausen im Auftrage Hinkeldey's an, letzterer hätte erfahren, daß er von mir in einem Schriftstück der amtlichen Lüge bezichtigt worden sei. Ich nahm die Forderung an, ließ jedoch dem Herrn von Hinkeldey durch Herrn von Münchhausen erklären:

„Nach meiner Überzeugung sei ich durch die Gesetze der Ehre nicht verpflichtet, mich mit ihm zu

schlagen, ich hatte ihn in einer Weise angegriffen — und zwar um mich von einem Vorwurf zu reinigen — die es ihm möglich machte, sich in amtlichem oder gerichtlichem Wege von meiner Beschuldigung zu befreien; ich könne auch nach stattgefundenem Duell meine Ansicht über seine Erklärung vom 18. Dez. 1855 nicht ändern — seine Lage würde sich daher durch einen Zweikampf kaum verbessern — trotzdem, wenn er bei seiner Forderung bliebe, würde ich mich stellen — das Stattfinden unseres Duells könnte ich jedoch nur als eine Gefälligkeit betrachten, die ich seiner Ansicht über die standesgemäße Erledigung unseres Konfliktes erwiese."

„Herr von Münchhausen kam am selben Tage wieder zu mir mit dem Bescheid, daß Hinkeldey auf seiner Forderung bestände" . . . .

Jetzt verlangte von Rochow Bedingungen, welche ihm eine Garantie gäben, daß aus diesem Duell keine Farce gemacht werden sollte.

Eigene, gezogene Pistolen, ohne Stecher, fünf Schritt Barriere; das Versagen einer Pistole gilt nicht als Schuß . . .

„Wenn zum Schluß eine Erklärung abzugeben wäre," fährt das Rochow'sche Manuskript fort, „weshalb ich ein Duell einging, was ich vielleicht meinem besten Freunde zu thun abgeraten haben würde —

da es nach meiner Überzeugung diesen unglücklichen Konflikt nicht vollständig erledigen konnte — dann könnte ich nur sagen: Ich schlage mich, um persönliche Genugthuung zu geben, lieber zehnmal zu oft, als einmal zu wenig" . . . .

Hinkeldey glaubte bis zuletzt, daß der König das Duell inhibieren würde. Deshalb wählte er den Ort fast unter den Fenstern des Schlosses von Charlottenburg, wo der König damals wohnte.

Als er zum Zweikampf fuhr, begegnete ihm in der Nähe des Schlosses der Polizei-Direktor von Charlottenburg, Polizeirat Maaß. Derselbe näherte sich dem Wagen, und Hinkeldey erwartete mit einem „Gott sei Dank!" jetzt den erhofften Befehl des Königs zu vernehmen.

Maaß aber grüßte einfach mit den Worten: „Guten Morgen," und Hinkeldey lehnte sich erbleichend zurück.

Er führte im Wagen seine Uniform mit sich, um sich, nach glücklichem Verlauf des Duells, wieder als Polizeichef zum Dienst beim König melden zu können . . . .

Am 10. März 1856 brachten die Berliner Zeitungen eine Notiz, welche ganz Berlin, ja, ganz Preußen in Aufregung versetzte.

Dieselbe lautete:

„Der General-Polizei-Direktor von Hinkeldey ist heute Vormittag bei einem Duell tödtlich in die Brust getroffen und wenige Minuten nachher verstorben. Als Gegner nennt man den Herrn von Rochow auf Plessow."

Das Duell hatte in der Jungfernhaide, unweit des Forsthauses Königsdamm, stattgefunden. Der Geh. Rat von Münchhausen hatte dem Polizeichef sekundiert, Hans von Rochow's Sekundant war ein Leutnant von Rochow von den Gardes du Corps gewesen. Als Unparteiischer fungierte ein Herr von der Marwitz; Hinkeldey hatte den ersten Schuß. Als das Pistol versagte, reichte ihm sein Sekundant ein zweites. Er feuerte, fehlte aber. Hierauf schoß Herr von Rochow und traf den Gegner ins Herz ....

Herr von Hinkeldey war ein Opfer. Jene unselige Mitteilung war ihm in der Übereilung entschlüpft — später leugnete er dieselbe, um seinen König zu decken. Seine Lage war eine beklagenswerte, sein Geschick ein tief tragisches. Er starb als treuester Diener seines Herrn.

Der König hatte ihm befohlen, zwei Offiziere aus Berlin zu entfernen, eine Aufgabe, zu welcher ihm jegliche Befugnis und jegliche Macht fehlte. Er versuchte daher in seiner Ratlosigkeit, dieselben „hinaus zu chikanieren" und begann mit jenem

Überfall des Jockey-Klubs, woselbst er die Herren vermutete, aber nicht fand. Der Versuch wurde ihm verhängnisvoll . . . .

„Stände ich heute noch einmal vor jener Alternative," schloß der Major an jenem Januarabend seine Mitteilungen, „ich hätte heute noch dieselbe Gesinnung — und denselben Fingerdruck!"

H. Wagener erzählt in seinem Buch „Erlebtes":

„Mit der allmählichen Befestigung der inneren Zustände traten leicht begreiflicher Weise, und wie wir hinzufügen, leider! die früheren preußischen Regierungsmittel, die Bureaukratie und Polizei, wieder mehr in den Vordergrund, und glauben wir es als den Hauptfehler des Freiherrn v. Manteuffel bezeichnen zu müssen, daß er sich alsbald durch den Polizei-Präsidenten von Hinkeldey überflügeln ließ. Dieser Mann, ebenso ehrgeizig und rücksichtslos als begabt und energisch, dem es zuerst gelang, den alten Schlendrian der Berliner Stadtverwaltung zu durchbrechen, wußte sich bald zu einer maßgebenden Instanz zu erheben, indem er seinen nächsten Vorgesetzten, den mehr wohlmeinenden als thatkräftigen Minister von Westphalen, beiseite schob und brüskierte und zu seiner eigenen Verherrlichung sein eigenes Ressort, die Polizei überall in den Vordergrund stellte. Niemals hat die „Kreuzzeitung" dieser Polizei-

wirtschaft das Wort geredet, vielmehr haben wir dem Herrn von Hinkeldey nicht blos in der Presse, sondern auch persönlich den entschiedensten Widerstand geleistet, und sind diese Konflikte, in welche demnächst auch Herr von Manteuffel durch den Dr. Rino Quehl mit verwickelt wurde, der eigentliche Grund meines alsbaldigen Rücktritts von der Redaktion der „Kreuzzeitung" gewesen. Wie weit dies ging, wird man am besten darnach ermessen, daß eine Zeit lang an meiner Hausthür, Dessauer-Straße 5, zwei Polizeibeamte in Zivil postiert waren, der eine zur Rechten, der andere zur Linken, von denen mich jedesmal einer begleitete, wohin ich auch ging. Auf eine betreffende Beschwerde erhielt ich nur den Bescheid: Die betreffenden Personen gingen mich gar nicht an, das wäre nur ein Übungs-Kommando. Wir wollten schon damals, was ich auch heute noch will, Wiederherstellung einer organischen Gliederung des Volksleibes und eine darauf basierte, mit den Lebensbedingungen der preußischen Monarchie in Harmonie zu setzende Selbstregierung. Der tragische Ausgang des Herrn von Hinkeldey selbst ist bekannt, doch hätte derselbe noch lange fortwirtschaften können, wenn er nicht vergessen hätte, daß es in Preußen eine Körperschaft giebt, an welcher sich niemand ungestraft reibt und gegen deren einmütigen Widerstand

ihn auch die Gunst des Königs nicht zu schützen vermag — wir meinen das Offizierkorps.

Der Leser wird aus der obigen authentischen Darstellung des Ursprungs und Verlaufs der Hinkeldey-Rochow'schen Affaire ersehen, wie schief H. Wagener dieselbe auffaßt, wenn er sie auf Reibereien der bezeichneten Art mit dem General-Polizei-Direktor zurückführt. Er war eben über den eigenen Ursprung des Duells nicht unterrichtet. Es mag mir nur noch gestattet sein, hier einiges zur Charakteristik der Stellung der Junkerpartei zur damaligen Regierung und ihren Organen anzuführen. Die Befestigung des Napoleonischen Regiments in Frankreich und die Art und Weise wie dort regiert wurde, übte auch auf die innere Politik der übrigen europäischen Staaten, insbesondere Deutschlands und Preußens, insofern einen unerwünschten Rückschlag aus, als dadurch die alten absolutistischen Tendenzen neue Nahrung erhielten und die Bureaukratie überall eine fast unüberwindliche Neigung verspürte, die cäsaristische Präfektenwirtschaft nachzuahmen und auch anderswo in die Praxis zu übersetzen. Bekanntlich, sagt H. Wagener, fehlt es nirgends an sogenannten politischen Fröschen, d. h. an „Staatsmännern" und Strebern, welche, so lange es schlechtes Wetter ist, sich ruhig unter Wasser halten, bei

politischem Sonnenschein und Rückkehr der Sicherheit aber plötzlich auftauchen und nun ihre Stimme um so lauter erheben, um vergessen zu machen, daß man früher nichts von ihnen gesehen und gehört hat. An solchen Amphibien fehlte es denn auch bei uns nicht und es gelang denselben je länger desto mehr, das Ministerium Manteuffel in Bahnen zu drängen, auf denen die Polizeiwirtschaft ihre Triumphe feierte, und die Notwendigkeit gesunder Reformen allmählig vergessen wurde. Die Paß-plackerei wurde nach und nach eine geradezu unerträgliche und sinnlose, und wir erinnern uns noch eines Vorfalles, wo gelegentlich eines Extrazuges harmloser Sänger nach Eberswalde die Paßrevision auf dem Stettiner Bahnhofe ergab, daß von tausend Personen nur sechs einen Paß hatten und diese waren bekannte Berliner Taschendiebe. Nichts kann unbegründeter sein, als die Vorwürfe, welche man der „Kreuzzeitung“ mit tendenziöser Beharrlichkeit darüber gemacht hat, als ob sie dieser forcierten Polizeiwirtschaft das Wort geredet hätte.

Herr v. Bismarck beklagte sich in seinen Briefen an Wagener über die Beamtenwirtschaft. „Der Fehler liegt meines Erachtens weniger in dem zu starken Einfluß der Beamten, als in ihrer Beschaffenheit; ein Staat, der sich von einer Bureaukratie

wie die unsere nicht durch einen heilsamen Gewittersturm losreißen kann, ist und bleibt dem Untergange geweiht, denn ihm fehlen die geeigneten Werkzeuge zu allen Funktionen, die einem Staate obliegen . . . Die Bureaukratie aber ist krebsfräßig an Haupt und Gliedern, nur ihr Magen ist gesund und die Gesetz-Excremente, die sie von sich giebt, sind der natürlichste Dreck von der Welt. Mit dieser Bureaukratie, inklusive Richterstand, können wir eine Preßverfassung haben wie die Engel, sie hilft uns doch nicht durch den Sumpf. Mit schlechten Gesetzen und guten Beamten (Richtern) läßt sich immer noch regieren, bei schlechten Beamten aber helfen uns die besten Gesetze nichts.

Herr v. Westphalen war der „Junker-Partei“ schon deswegen unsympatisch, weil er Hinkeldey zu frei schalten ließ. Im Übrigen ließ auch er es nicht an Willkürlichkeiten fehlen. Von persönlichem Übelwollen der „Junker“ aber war dem General-Polizei-Direktor so wenig als dem Minister gegenüber die Rede. Das Duell Hinkeldey-Rochow hatte mit der Stellung der Partei zur Wirtschaft des Berliner Polizeichefs so wenig zu thun, daß ihm sogar nicht eine Spur von politischem Hintergrunde anhaftete. Ich habe bei der Schilderung der Berliner Partei-Verhältnisse jener Zeit deswegen länger verweilt,

weil sich aus dem schroffen politischen Gegensatz der „Junkerpartei" zu Herrn v. Hinkeldey leicht die langjährige Tradition erklärt, welche von einem politischen Morde, den Herr Hans v. Rochow begangen habe, von dem Junkertrotze gegen solche obrigkeitlichen Maßregeln, die für bürgerliche Kreise angebracht sein mögen, nicht aber für den Edelmann und seine noblen Passionen; noch heute spricht eine Tradition, die den Gegner Hinkeldey's sein Leben lang wie eine Furie verfolgt hat, weil er gezwungen war, ein Geheimnis zu wahren, das erst nach seinem Tode bekannt werden sollte.

Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, schrieb über dieselbe Angelegenheit an den General Natzmer: „Die tragische Hinkeldey'sche Geschichte ist ungemein traurig. Bei seinen Fehlern war er doch ein seltener Mensch, der viel Übels abgehalten hat, wenn auch nicht alles Übel richtig vermieden. Sein Tod hat ihn populärer gemacht, als er es je bei Lebzeiten war. Der Parteigeist nennt sein tragisches Ende einen politischen Mord. Das ist Unsinn. Der Parteigeist hat es unbedingt zum Duell gebracht, die Kreuzzeitungs-Partei hatte ihm den Untergang geschworen, weil er es wagte, dem König über dieselbe offen zu sprechen; die Animosität, die aus vielen Reibungen zwischen Militär und Polizei ent-

standen war, hat jene Partei benutzt, um Offiziere und Junkertum gegen Hinkeldey zu hetzen — und hat reussiert. Dies gestattet trübe Blicke in unsere Zukunft!“

Wenn der Prinz in diesen Zeilen den Gedanken an einen politischen Mord einen Unsinn nennt, so glaubt er doch eine gewisse Partei anklagen zu dürfen, daß sie Offiziere und Junkertum gegen Hinkeldey gehetzt habe. Auch das war nicht der Fall. Der Prinz selber kannte den eigentlichen, rein unpolitischen Anlaß des Duells nicht.

Ein Rencontre der „Junker“ mit einem subalternen Polizeibeamten gab allerdings den Anlaß zu einem Konflikte mit Hinkeldey, aber das Duell entsprang einem Zwischenfall, der damit nichts zu thun hatte. Bismarck äußerte sich darüber in einem Schreiben an Minister Manteuffel im Monat Juli 1855 aus Frankfurt: „Ich kenne den Vorgang nicht genug, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Darüber stimmen aber alle Reisenden überein, daß die Berliner Polizei die gröbste in Europa ist. Ich kann nach meiner eigenen Erfahrung nicht widersprechen. Der Hang zu dienstlicher Arroganz und Grobheit steckt in dem subalternen Teil unserer Bureaukraten. Dergleichen Plackereien sind oft viel bedenklichere Quellen der Verstimmung gegen eine

Regierung, als Meinungsverschiedenheiten über Regierungsformen und Budget."

Und im März 1856: „Wie erschütternd ist die Nachricht von Hinkeldey's Tod! Ich weiß über Veranlassung des Duells noch nichts Näheres, wahrscheinlich stammt es wohl von der Jagdklub-Angelegenheit, obschon ich nicht begreife, wie jene Tölpelei eines subalternen Menschen so ernste Folgen so spät noch hat haben können. In der praktischen Polizei wird Hinkeldey eine fühlbare Lücke lassen; er war, was die Franzosen homme de tête et d'action nennen und wir haben deren nicht viele."

Man sieht, wie in den höchsten Kreisen zu jener Zeit über das tragische Geschick Hinkeldey's das Urteil unsicher umhertappt. Es wußte eben niemand von der eigentlichen Veranlassung des Duells, dessen Geheimnis erst durch den Tod Hans Rochows ganz enthüllt werden sollte.



Bismarcks Minister-Debüt.

Als der Prinz-Regent im Herbst 1858 die Stellvertretung seines erkrankten Bruders mit eigner Verantwortlichkeit übernommen hatte, entließ er das Ministerium Manteuffel und berief ein liberales Ministerium mit dem Fürsten Anton von Hohenzollern an der Spitze. Herr von Bismarck bemerkte darüber: Wenn die Herren die Fühlung der konservativen Partei beibehalten, sich aufrichtig um Verständigung und Frieden im Innern bemühen, so können sie in unseren auswärtigen Verhältnissen einen unzweifelhaften Vorzug haben, und das ist mir viel wert, denn wir „waren heruntergekommen, und wußten doch selber nicht wie". Sollte er sich in Bezug auf das Ministerium irren, so wollte er sich über die Kanonen von Schönhausen zurückziehen, und zusehen, wie man in Preußen auf linke Majoritäten gestützt, regiert, sich auch im Herrenhause bestreben, seine Schuldigkeit zu thun. Der neue Minister

des Auswärtigen, Herr v. Schleinitz, beeilte sich, Herrn v. Bismarck von Frankfurt nach Petersburg zu versetzen. Herr v. Schleinitz litt an dem Wahn, daß Herr v. Bismarck nach seiner Stellung trachte. Graf Arnim erzählt: „Als Herr v. Bismarck noch Gesandter war und sich in Berlin auf Urlaub befand, begab er sich nach Ablauf desselben zu Schleinitz, um um Verlängerung des Urlaubs zu bitten. Dieser erwiderte ihm: Mein verehrter Herr, ich weiß, Sie sind hier, um mich zu stürzen, ich wünsche Ihnen den besten Erfolg und verlängere Ihnen zu diesem Zwecke den Urlaub.“ Auch Minister von Manteuffel litt schon an diesem Verfolgungswahn.

Das liberale Ministerium kam mit dem Abgeordnetenhause wegen der Armee-Reorganisation in heißen Konflikt. Roon bat und beschwor den König, andere Minister und zwar solche ohne parlamentarische Vergangenheit, zu wählen, Räte, die nicht durch Parteiverbindlichkeiten beengt seien, gleichviel zu welcher Partei sie sich zählten. Diese flehentlichen Bitten Roons haben denn schließlich auch Gehör gefunden, auch nach der Richtung hin, daß nur Leute ohne politische Vergangenheit das Erbe der entlassenen Minister Auerswald, Schwerin, Patow, Pückler, Bereuth antraten. Im Verlaufe der Roonschen Denkwürdigkeiten wird geschildert, wie auch

das neue Ministerium den Aufgaben der Zeit nicht gewachsen war. Der provisorische Ministerpräsident, Prinz Adolf zu Hohenlohe, trat persönlich wenig hervor und beteiligte sich wegen zunehmender Kränklichkeit bald gar nicht mehr an den Geschäften. Graf Bernstorff, der Auswärtige, verwahrte gegenüber den sein Amtsgebiet nicht betreffenden Fragen eine große Zurückhaltung, und den übrigen Ministern (Mühler, Itzenplitz u. s. w.) fehlte trotz großen Eifers doch das erforderliche Ansehen, so daß sie eine Umgestaltung der inneren Lage nicht bewirken konnten und auch im weiteren Verlaufe der Dinge darauf ohne Einfluß blieben. Dies galt auch von dem Dienstältesten derselben, dem Finanzminister v. d. Heydt, welchem in Vertretung des Prinzen von Hohenlohe äußerlich die Führung der Geschäfte gebührte. Je mehr das Vertrauen des Königs sich infolgedessen auch auf allen nicht militärischen Gebieten dem Herrn von Roon zuwandte — desto mehr empfand dieser doch gerade deshalb die Unzulänglichkeit seiner persönlichen Leistungsfähigkeit, und diese wurde außerdem natürlich auch noch dadurch gehemmt, daß er sich dieser Lage zwar innerlich für alles verantwortlich fühlen mußte, zum eigentlichen amtlichen Eingreifen aber als einfacher Ressortminister schon formell gar nicht einmal berechtigt war. Und doch konnte

ihm nichts ferner liegen, als eine Stellung, mit der eine solche Berechtigung verknüpft gewesen wäre, für sich etwa zu erstreben, um so dringender war und blieb sein Bemühen, dem Ministerium ein kräftiges, ein wirkliches Haupt zu verschaffen, einen Mann, der in seinem Sinne und doch gleichzeitig in vollster eigener Initiative die Leitung der Geschäfte nach „großen" Gesichtspunkten zu führen fähig sein würde. Sein „ceterum censeo" war „Bismarck."

Es gab in Berlin keine politische Partei und kaum einen größeren politischen Kreis, in dem man etwas von Bismarck hätte wissen wollen. Die Konservativen hatten zu absonderliche Dinge von ihm gehört, um ihn noch zu den ihrigen rechnen zu können. Hatte er doch von dem „unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränetätsschwindel der deutschen Fürsten gesprochen! War er doch Oesterreich so feindlich gesinnt, daß man ihm zutrauen konnte, er werde die reorganisierte Armee zu einem Kriege gegen dasselbe verwenden! Am kronprinzlichen Hofe und im ganzen liberalen Lager war er verhaßt, wenn nicht verachtet. Der König hatte schwere innere Kämpfe zu bestehen, ehe er zu dem Entschlusse gelangte, ihm die Leitung der Politik anzuvertrauen. In der That bedeutete die Erhebung

Bismarcks auf den Ministersessel die Zerstörung des Werkes, mit welchem der Regierungsantritt des Prinzregenten sich der Welt ankündigte. In den großen Fragen machte dieses Werk viel verheißende Ansätze. Im Innern wurde die neue Ära eröffnet, die deutsche Politik schien sich durch den engeren Anschluß der deutschen Fürsten an den Prinzregenten umgestalten zu wollen. Im Verhältnis zu dem Ausland trat die Verbindung mit England in den Vordergrund. Ueber alle diese Keime ging ein schneller Sturm. Die Neu-Ära endete im Konflikt, die deutsche Politik trieb in die Bahnen, welche zum Jahre 1866 leiteten. An die Stelle der englischen Beziehungen trat, getragen von einer Persönlichkeit, die eben aus dem Schatten herauszutreten begann, die Annäherung an Rußland und Frankreich. Nach jenen verlassenen, anscheinend folgenlosen Bestrebungen hat sich nur selten der Blick zurückgewendet, da er sehr bald von einer großartigeren und konsequenteren Politik gefesselt wurde, einer Politik, die Preußen und Deutschland erst auf die Höhe ihrer gegenwärtigen Machtstellung führte.

Herr v. Bismarck hat später widerholentlich bemerkt, daß das Werk der Armee-Reorganisation der einzige Grund seines Eintritts in die Regierung war, und daß eben deswegen der König schließ-

lich keine Bedingungen mehr an diesen Eintritt knüpfte.

Herr von Bismarck war damals nicht mehr der Konservative von 1848—1850, wo keine Partei seinen Spott so sehr herausforderte, als Konstitutionelle oder Gothaer. Er verzieh weit mehr den Demokraten. In Frankfurt änderte sich das. Schon nach kurzer Anwesenheit daselbst schrieb er an den Minister von Manteuffel: Er habe die Gothaische Partei im Interesse des Königtums in Preußen bekämpft, im preußischen Interesse liege es aber, in anderen deutschen Staaten diese Partei und nicht die „Schwarzen" am Ruder zu haben. Später dehnte er diese Ansicht auch auf die preußischen Altliberalen aus. Es zeigte sich auch hier, wie politische Parteiprognamme dem Herrn von Bismarck frühzeitig nur nach den Umständen wechselnde Mittel zum Zwecke waren, den allerdings das Gedeihen und die Macht Preußens bildeten.

Die Altliberalen ließen sich nicht stören. Der Empfang, den sie Herrn von Bismarck im Monat September 1862 in Berlin bereiteten, war ein herzlich boshafter, was den jungen Minister gleichwohl nicht abschreckte, mit ihnen, wie gesagt, gleich in den ersten Tagen Fühlung zu suchen, ein Unter-

nehmen, das, wie wir sehen werden, lediglich an der zweijährigen Dienstzeit scheiterte.

Der Kriegsminister von Roon, der ja mit liberalen Kollegen eine Weile zusammen im Kabinet gesessen hatte, stand jenem Versuche Bismarcks keineswegs feindlich gegenüber. Herr von Sybel, der es von jener Zeit her wissen muß, sagt von ihm: Herr v. Roon war bereit, die Reform durchzusetzen, wenn möglich im Einverständniß, wenn nötig im Kampfe mit dem Landtage."

Herr v. Roon war dem Herrn v. Bismarck, als dieser von Toulouse, wo er das ihn schleunigst nach Berlin berufende Telegramm des Kriegsministers erhielt, über Paris nach Berlin reiste, wo er am 20. September früh morgens eintraf, bis Frankfurt entgegengefahren. Herr Horst Kohl bezeichnet in seinen „Regesten" des Herrn v. Bismarck diese Angabe als eine irrtümliche, da der Kriegsminister noch am 19. September der Sitzung des Abgeordnetenhauses bis 3 Uhr nachmittags beigewohnt, also keine Zeit mehr zur Reise nach Frankfurt gehabt habe. Gleichwohl sind beide, Bismarck und Roon, am nächsten Morgen auf dem Anhalter Bahnhofe einem Coupé des von Frankfurt in Berlin angelangten Zuges entstiegen. Der Schreiber dieser Zeilen war bei der Ankunft des

Zuges zugegen, da er halbamtlich über das Eintreffen Bismarcks zu berichten hatte. Möglich, daß der Kriegsminister nicht bis ganz nach Frankfurt, sondern nach einem näheren Orte dem Herrn von Bismarck entgegengefahren ist. Beide Herren standen seit Monaten in einem lebhaften Briefwechsel, der sich auf die Bedingungen bezog, unter denen Herr v. Bismarck ins Ministerium eintreten sollte. Es darf als sicher angenommen werden, daß, da Herr v. Bismarck an dem Tage seiner Ankunft in Berlin sofort zur Audienz sich melden sollte, Herr von Roon, der bis dahin sonst täglich mit dem Könige verkehrt und die Verhandlungen geführt hatte, dem Ankömmlinge unterwegs noch Winke zu geben hatte.

Uebrigens entstieg demselben Zuge am 20. September noch ein dritter bekannter Mann, ohne zu ahnen, mit wem er in der Nacht gefahren war, Georg von Vincke, der nicht wenig überrascht war, auf dem Bahnhofe in Berlin mit dem alten und dem neuen Minister zusammenzutreffen. Zu einer gegenseitigen Begrüßung kam es aber nicht. Durch Georg von Vincke gelangte die Kunde von der Ankunft der beiden nach dem Dönhofsplatze, wo es viele Glossen gab.

Als Herr von Bismarck auf dem Anhalter

Bahnhof sein Coupé verließ, hatte er auf seinem Platze ein Zeitungsblatt liegen lassen. Es war die „Berliner Allgemeine Zeitung“, des Organ der Altliberalen. In derselben war die folgende Stelle rot angestrichen: „In dem Vordergrund der Minister-Kombination steht die Figur des Herrn v. Bismarck. Wer ist dieser Herr v. Bismarck? Er war, als er seine Laufbahn begann, ein Landedelmann von mäßiger politscher Bedeutung, dem mit der bureaukratischen Pedanterie auch die bureaukratische Routine fehlte, dessen Einsicht und Kenntnisse sich nicht über das erhoben, was das Gemeingut aller Gebildeten ist. Der Höhepunkt seines parlamentarischen Ruhmes erreichte er in der Revisionskammer von 1849 und im Unionsparlament von 1850. Aber welche seiner Reden hätten einen Hauch aufzuweisen von der dialektischen Schärfe eines Stahls, von dem Feuereifer Kleist-Retzow's von dem Reichtum an geistreichen Einfällen eines Gerlach, von der doktrinären Gründlichkeit eines Wager! — er trat schroff und rücksichtslos auf, nonchalant bis zur Frivolität, mitunter witzig bis zur Derbheit, aber wann hätte er einen politischen Gedanken geäußert! — Er hat sich in Frankfurt Kenntnisse in der diplomatischen Etikette erworben und in Petersburg und Paris intriguierenden Prinzessinnen ihre Geheimnisse ab-

gelauscht, aber die saure Arbeit der täglichen Verwaltungsgeschäfte ist ihm fremd, den klaren Einblick in das Getriebe des Staates in allen seinen Einzelheiten hat er sich nirgendwo erwerben können. Ihm gegenüber wird sich das Wort des Herrn von Schleinitz bewähren, daß „die Politik eine sehr positive Kunst ist."

So dachte und redete die Partei, mit der Herr von Bismarck als Minister paktieren wollte — trotz des Königs. Dieser war der Liberalen gründlich überdrüssig geworden. „Ich habe alles versucht," sagte er zu Bismarck in Babelsberg bei der ersten Audienz desselben, „und sehe nirgends einen Ausweg. Gegen meine Überzeugung kann ich nicht regieren. Die Preisgebung der Armeereorganisation ist gegen meine Überzeugung, und gegen diese zu handeln würde mir als eine Pflichtwidrigkeit er scheinen." Der König fügte hinzu: „Hier ist meine Abdankungsurkunde, — komme ich mit Ihnen zu keiner Verständigung, so lasse ich dies Papier in den „Staatsanzeiger" setzen."

Es ist bekannt, daß schon früher, als der Minister v. d. Heydt gegenüber der Budgetlosigkeit schwach wurde, ja selbst der tapfere Kriegsminister von Roon für einen Augenblick ins Schwanken geriet, ermüdet von dem hitzigen, aber scheinbar aus-

sichtslosen Kampfe, und alle Minister bereit waren, die Armee-Reorganisation und damit Preußens Zukunft zu opfern — König Wilhelm in einer Kronrats-Sitzung erklärte, daß er nach seiner festen Ueberzeugung und militärischen Erfahrung es mit Pflicht und Gewissen nicht vereinigen könne, auf die Organisation der Armee mit dreijähriger Dienstzeit zu verzichten, und daß, wenn die Minister ihn dabei im Stiche ließen, ihm nichts übrig bleibe, als auf der Stelle den Kronprinzen zu berufen, der zur Zeit in Süddeutschland verweilte; derselbe möge und könne statt seiner die Regierung übernehmen und mit der von allen Seiten geforderten zweijährigen Dienstzeit es versuchen.

Mit Mühe beschwichtigten die Minister den König. Mit Mühe gelang es ein halbes Jahr später dem Herrn v. Bismarck am 20. September 1862 in Babelsberg, den König von einem verhängnisvollen Schritte abzuhalten.

„Wollen Sie es versuchen — fragte der König den Herrn v. Bismarck — ohne Majorität zu regieren?"

„Ja!"

„Ohne Budget?"

„Ja!"

„Ohne die Armee-Reorganisation preiszugeben?"

„Ja!“

„Dann sehen Sie hier mein Programm.“

Herr v. Bismarck las es und erwiderte: „Wenn Ew. Majestät mir das Vertrauen schenken, so bin ich bereit, die Geschäfte zu übernehmen, aber ohne Programm.“

Der König willigte ein. Er zerriß die Abdankungsurkunde, indem er gerade mit Bismarck im Park von Babelsberg eine Brücke passierte. Bismarck hob die Stücke auf, indem er sagte: „Wollen Ew. Majestät das Papier nicht lieber in den Kamin werfen, es könnte Jemand die Stücke hier finden und sammeln.“

Herr Horst Kohl führt in seinem Buche unter dem 20. September die folgenden Worte an: Ankunft in Berlin, Audienz beim König, nachmittag 3 Uhr: Längere Konferenz im Ministerium des Auswärtigen, Begrüßung des Kronprinzen im kronprinzlichen Palais. Das ist nicht richtig. Bismarck war beim Kronprinzen, ehe er nach Schloß Babelsberg zum König fuhr. Denn als er bei letzterem eintraf, mußte er sich sagen lassen: „Meine Minister sind gegen mich, mein Sohn hat sich auf ihre Seite gestellt, auch Sie sind bereits bei ihm gewesen.“

Bismarck entgegnete: Er sei bei dem Kronprinzen nur gewesen, weil Se. Königl. Hoheit ihn sofort

nach der Ankunft in Berlin zu sich befohlen habe. Auf Befragen des Kronprinzen über seine Absichten, habe er erwidert, er müsse zuvor die Wünsche Sr. Majestät kennen lernen.

Ueber den Besuch beim Kronprinzen hat später Bismarck selber einmal berichtet: „Ich habe dem Kronprinzen, der durch Erziehung und Tendenzen mehr ein Mann der parlamentarischen Regierung ist, gesagt: Was liegt daran, wenn man mich aufhängt, wenn nur der Strick Ihren Thron fest an das geeinte Deutschland bindet.“

Am 23. September erfolgte die Ernennung zum Staatsminister und interimistischen Vorsitzenden des Staatsministeriums, am 24. die erste Sitzung des Staatsministeriums unter Vorsitz des Herrn von Bismarck, der an demselben Tage Herrn v. Grabow, Präsidenten des Abgeordnetenhauses aufsuchte. Herr v. Bismarck suchte Fühlung mit den Altliberalen, berief ihre Führer zu sich, entwickelte ihnen seine Ansicht und bot ihnen Plätze im Kabinett an. Sie waren überrascht. Es wäre eine Einigung zu Stande gekommen, wenn nicht die zweijährige Dienstzeit zwischen ihnen gestanden hätte.

„Würden wir, sagte Simson, Minister ohne diese Konzession, so wären wir Offiziere ohne Soldaten.“

Am 29. September herrschte große Aufregung im Abgeordnetenhause. Herr v. Bismarck verkündete im Allerhöchsten Auftrage die Zurückziehung des Staatshaushalts für 1863. Am 30. erschien Herr v. Bismarck in der Budgetkommission, wo er der Opposition den Olivenzweig von Avignon reichte und zum ersten Male von der „Blut- und Eisenpolitik" sprach.

Die Absage der Altliberalen drängte Herrn von Bismarck auf die Seite der Konservativen, denen er so mißtraute, wie sie ihm. Sie trauten ihm wohl zu, die Armee-Reform durchzusetzen, aber sie argwöhnten, er könnte die reformierte Armee gegen — Oesterreich führen!

Das plötzliche Erscheinen des Herrn v. Bismarck in Berlin als Ministerpräsident, hatte im Gedächtniß der Hauptstadt schnell allerlei Schnurren aus früherer Zeit, aus der Zeit des Vereinigten Landtages und der zweiten Kammer wieder erweckt. Auch aus der Zeit, wo er in Frankfurt als Bundestagsgesandter lebte, waren verschiedene Extravaganzen bekannt geworden. So genau, wie wir uns heute aus Proschinger über seine damaligen Leistungen unterrichten können, waren wir damals nicht belehrt, aber daß er in Konflikte mit dem Präsidialgesandten geraten und in seinem Glauben an Oesterreichs

deutschen Beruf erschüttert sei, wußten wir doch. Georg von Vincke spottete im Abgeordnetenhause einmal bitter darüber, daß wir es in der Rivalität mit Oesterreich schon bis zur paritätischen Cigarre gebracht hätten und hat sich wegen dieses losen Wortes mit dem Herrn v. Bismarck bei der einsamen Pappel vor dem Schönhauser Thor geschossen. Heute steht die Pappel nicht mehr, und die Lokalität ist für solche Zwecke ungeeignet geworden.

Eine heitere Bismarck-Anekdote aus des Staatsmannes diplomatischen Jugendtagen ward erzählt. Als Bismarck als Bundestagsgesandter in Frankfurt weilte und im Hause eines dortigen Patriziers wohnte, vermißte er einen Glockenzug, durch welchen es ihm möglich gewesen wäre, seinen Diener aus dem oberen Stockwerk in das Arbeitszimmer hinabzurufen. Er ließ den Hausherrn ersuchen, eine solche Klingel herzustellen, allein der Patrizier, ohnehin dem „Preußen" nicht sehr grün, gab zur Antwort, daß seine Mietparteien in der Regel derartige besondere Wünsche auf eigene Kosten befriedigen müßten, und er wüßte nicht, warum in diesem Falle eine Ausnahme gemacht werden solle. Einige Tage später knallte ein Pistolenschuß durch das Haus. Erschreckt durcheilte der Eigentümer alle Räume und kam endlich in Bismarcks Arbeitszimmer, wo die noch

rauchende Pistole auf dem Tische lag, der ebenfalls rauchende Bismarck aber ruhig hinter seinen Akten saß. „Um Himmelswillen, was ist geschehen?“ rief der Hausherr. „Gar nichts“, versetzte Bismarck, „seien Sie ganz unbesorgt. Ich habe nur meinem Diener oben ein Zeichen geben wollen, daß er kommen soll. Es ist ein ganz harmloses Signal, an das Sie sich hoffentlich gewöhnen werden.“ Man braucht wohl nicht erst hinzuzufügen, daß Bismarck in kürzester Zeit seine Glocke bekam.

Es wurde auch erzählt, daß im Palais des preußischen Bundestagsgesandten ein großer Dienstbotenball veranstaltet worden sei, zu welchem die Domestiken der übrigen Gesandten eingeladen worden seien. Derartige Züge belehrten den Berliner immer von Neuem darüber, daß Herr v. Bismarck „anders sei, als andere“, und in den Augen des Großstädters ist das immer ein Lob.

Seit dem März 1862 tauchte stets von Neuem das Gerücht auf, Herr v. Bismarck werde Ministerpräsident werden, und im September trat er in dieser Eigenschaft dem Abgeordnetenhause zum ersten Male gegenüber, mit ungeheurer Spannung erwartet. „Seine Erscheinung, wie sie sich an diesem Tage gab, ist mir, erzählt Al. Meier, mit unverlöschlichen Zügen in die Seele geschrieben. Sie hatte damals

noch nichts vom General und Alles vom Kavalier. Die heute so breitschultrige Figur durfte damals noch schlank genannt werden, und Haltung und Bewegung ließen an eleganter Vornehmheit Nichts zu wünschen übrig. Man sah es dem Manne an, daß das Parquet der Höfe sein gewohnter Aufenthalt sei, und daß er dem Vorzug noch nicht entsagt habe, ein vortrefflicher Tänzer zu sein, wenigstens für Quadrillen. Die Verbeugung, welche er gegen das Präsidium machte, verdiente studiert zu werden, so genau war berechnet worden, daß sie an Höflichkeit nicht zu wenig leiste, aber bei Leibe auch nicht zu viel. Das Auge streifte mit großer Lebendigkeit über die Versammlung hin; was auch die moderne Physiologie gegen die Zauberkraft des Auges einwenden mag, die Geschichte hat über dieselbe immer von Neuem berichtet. „Er hat einen wunderbaren Augenaufschlag," sagte der erste Adept, den er gefunden hat und der bis auf den heutigen Tag sein ergebenster geblieben ist".

Berlin sah dem Ministerium Bismarck ohne Sorge, ohne Unmut, mit dem Ausdruck der heitersten Erwartung entgegen. Es klingt heute wie Thorheit, aber gerade darum muß es erzählt werden, denn die Thorheit bildet ein ebenso notwendiges Ingrediens der Weltgeschichte, wie die Weisheit.

Man sah das Ministerium Bismarck als ein lustiges Intermezzo in dem damaligen ernsten Verfassungskampf an, das unmöglich lange währen könne. Sobald man sich überzeugt habe, daß Herr v. Bismarck den Militärkonflikt ebensowenig beilegen könne, als ein Anderer, werde die liberale Partei wieder zum Siege gelangen.

An jenem Tage, an welchem der „Staatsanzeiger" die Ernennung des neuen Ministerpräsidenten brachte, war Ludwig Häusser in Berlin und Al. Meier hat uns erzählt, wie er den Abend mit ihm bei einem Glase Wein lustig zugebracht. Er war unerschöpflich in Mitteilungen über die Zeit, wo er in Erfurt des Herrn v. Bismarck Parlamentskollege gewesen, unerschöpflich in Erzählungen über seine witzigen und schlagfertigen Antworten. Aber an seine staatsmännische Zukunft hat er auch nicht geglaubt, ebensowenig wie Herr v. Sybel, der Jahr und Tag das leidenschaftlichste Mitglied der Opposition blieb, während Droysen von vornherein den Herrn v. Bismarck sehr ernst nahm. Unter dem Einfluß von Häusser's Plaudereien schrieb Al. Meier am folgenden Tage einen Leitartikel für die „Berliner Allgemeine Zeitung" über den neuen Ministerpräsidenten, für dessen Wiederabdruck, wie er später selbst gestanden hat, er heute die Verantwortlichkeit nicht übernehmen würde.

Inzwischen war Berlin voll von Anekdoten über den neuen Minister, über die Originalität seiner Ausdrucksweise, die von der besten Laune getränkte Selbstironie, mit welcher er die Schwierigkeiten seiner Stellung im vertraulichen Gespräche mit politischen Gegnern beleuchtete. Es erschienen Karrikaturen gegen ihn, zum Teil von recht häßlichem Charakter, und man wußte, daß er dieselben sammelte. Einmal war er selbst in einen Buchladen gegangen, um eine von der Polizei verbotene Karrikatur zu kaufen und hatte den erschreckten Besitzer der vollsten Immunität versichert. Alles das gewann ihm Sympathien mit seinem Charakter, aber kein Vertrauen in seine staatsmännischen Leistungen. Im Gegenteil, es erregte den Verdacht, daß er den Ernst seiner Lage nicht erfasse.

Die Stimmung Bismarcks in jener Zeit verraten die später bekannt gewordenen Familienbriefe. Er schreibt am 7. Oktober an seine Gemahlin:

„Am Kammertisch, mit einem Redner, der mir Sottisen sagt, auf der Tribüne vor mir, zwischen einer abgegebenen und einer abzugebenden Erklärung, gebe ich Nachricht von meinem Wohlbefinden. Arbeit ist viel, etwas müde, nicht genug Schlaf, aller Anfang ist schwer; mit Gottes Hilfe wird es besser werden; es ist ja auch so recht gut, nur das Leben

auf dem Präsentirteller ist unbehaglich. Wenn Roon und die Fuchsstute nicht wären, so würde ich mir etwas vereinsamt vorkommen, obwohl ich nie allein bin."

Am 8. Oktober erfolgte die definitive Ernennung des Herrn v. Bismarck zum Präsidenten des Staatsministeriums und zum Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.

Am 10. Oktober schrieb Bismarck an seine Gemahlin:

„Die Arbeitslast wächst hier täglich. Heute von 8 bis 11 Diplomatie, von 11 bis $2^1/_2$ verschiedene streitsüchtige Ministerkonferenzen, dann bis 4 Uhr Vortrag beim König, von $^1/_4$ bis $^3/_4$ Galopp im Wagen bis Hippodrom, um 5 Uhr zur Tafel von 7 bis 10 Uhr Arbeit aller Art, aber gesund mit starkem Durst . . ."

Im Anfange des nächsten Jahres schreibt Bismarck an seinen Freund Motley:

„Ich hasse die Politik, aber, wie Du so wahr sagst, daß wie der feigenhassende Materialhändler sich mit Feigen befassen muß, so bin ich auch gezwungen, mich mit der Politik zu beschäftigen. Im Augenblicke meines Schreibens habe ich die Ohren voll davon. Ich bin gezwungen, besonders ge-

schmacklose Reden aus den Mündern kindischer und aufgeregter Politiker anzuhören, und glaube daher nicht besser thun zu können, als Dir über mein Wohlergehen zu schreiben. Ich habe niemals geglaubt, daß ich in meinen reiferen Jahren gezwungen sein würde, ein so unwürdiges Geschäft, wie das eines Ministers, zu betreiben. Als Gesandter hatte ich immer noch das Gefühl, ein Gentleman zu sein, als Minister ist man Helot. Ich bin heruntergekommen in der Welt und weiß noch nicht einmal wie tief.

Diese Schwätzer können nicht Preußen regieren. Ich muß ihnen eine Opposition schaffen. Sie haben zu viel Selbstgefallen und zu wenig Witz, sind stupide und kühn. Stupide ist eigentlich nicht das richtige Wort. Beurteilt man sie individuell, so sind es sogar sehr kluge Leute, haben eine Universitäts-Erziehung erfahren, aber von Politik verstehen sie nur, was ihren Kirchthurm angeht . . ."

Dieser Ton, in dem Bismarck schreibt, ist erklärlich genug aus der Behandlung, die er im Abgeordnetenhause erfährt. Im zugeknöpften schwarzen Civilrock, das Halstuch bis hoch herauf den Hals umschließend, mit kleinem Kragen, saß er gespannt und nervös hinter der Barriere der Minister. Wenn er sich erhob, ging ein Gemurmel des Unwillens

durch die Bänke, von der lautlosen Stille, welche dem späteren Auftreten des Kanzlers im Reichstage entgegengebracht wurde, war keine Rede. In dem Winter von 1863 fing indeß schon leise eine andere Luft zu wehen an. Gerade die neu errichteten Regimenter zogen nach dem vielbesungenen Schleswig-Holstein. Die Österreicher kamen durch Berlin und paradierten unter den Linden. Man fühlte schon, daß wir anfingen, Weltgeschichte zu machen, und daß Bismarck die treibende Kraft war. Wenn er im Überzieher und Cylinderhut die Linden hinauf zum Palais des Königs ging, kannten und grüßten ihn schon viele Leute. Der elastische, kühne Mann imponierte unwillkürlich, so hatte noch keiner die Zigarre über das Geländer der Rampe des königlichen Palais geworfen. Die Schildwachen machten erstaunliche Gesichter. Der Kanonendonner von Düppel wirkte wie ein reinigendes Gewitter in der trüben Luft der inneren Verhältnisse. Als nach dem siegreichen Sturm auf die dänischen Schanzen der König nach Schleswig eilte, seine tapferen Krieger zu sehen, begleitete ihn auch sein Ministerpräsident und wohnte der Parade der Sturmkolonnen bei. Das mag für diesen ein großer Tag, der erste Tag innerer Befriedigung gewesen sein, die erste Frucht schwerer Arbeit und Mühe. Und doch wissen wir

Alle jetzt, daß es nur der Anfang war, das Schwerste stand noch bevor.

Die Zeit von 1864 bis 1866 ist vielleicht die bewegteste und thatenreichste in dem bisherigen Leben des Fürsten gewesen. — Sie stellte die höchsten Ansprüche an die Kunst des Diplomaten, viel höhere, als die beiden Jahre 1870 und 1871. Den Franzosen gegenüber gebrauchte es keiner Kunst, da reichte Ausdauer, Willenskraft und Unbeugsamkeit aus, aber dem mit Deutschland so verwachsenen Oesterreich, der Mehrzahl der deutschen Fürsten und Stämme den Fehdehandschuh hinzuwerfen, und was vielleicht das Schwierigste war — den Theoretikern des eigenen Landes zum Trotze, war eine Summe von Genie erforderlich, die nur aus einem tiefen Born geschöpft wird.

Welch wunderliche Blüten trieb doch die Zeitgeschichte hervor! Preußische Aristokraten schenkten dem durch Garibaldi enthronten König von Neapel einen Ehrenschild, fast zu derselben Zeit, wo italienische Generäle nach Berlin reisten, um das Bündnis Preußens mit Italien vorzubereiten. Im Vaterlande selbst wollte man bei großen Schützenfesten Deutschland einig singen und trinken, und wenn es nach den Schützen in Frankfurt am Main gegangen sein würde, so wäre Herzog Ernst von

Coburg zum Kaiser gemacht worden. Der Herzog und Bismarck trugen im Übrigen ein und dieselbe Uniform, jener war Chef und dieser Major à la suite. Man sieht, das Offizierkorps des siebenten Kürassier-regiments repräsentierte damals große Gegensätze. Es ging aber doch alles wunderbar gut. Der Fürstentag in Frankfurt a. M. wurde ein Schauspiel ohne Inhalt, die schlauesten Kunststücke des Herrn v. Beust wurden zu Schanden, der Feldjäger, der nach Cassel geschickt wurde, machte seine Sache ganz gut, nur im eigenen Lande wollte Dunst und Nebel noch nicht schwinden. In den Maitagen von 1866 war es denn auch, wo der unglückselige junge Mensch, Ferdinand Cohn, genannt Blind, unter den Linden das Attentat auf den Ministerpräsidenten verübte. Gottes Hand hat die Unthat vereitelt und sechs Monate später ist Bismarck über die Stätte weggeritten, seinem Könige und dem siegreich ein-ziehenden Heere voran, von dem brausenden Jubel des Volks umgeben und umtost.



Bismarck, Virchow und die Lucca.

Es war am 2 Juni 1865, daß Herr v. Bismarck im Abgeordnetenhause von einem Referate der Marine-Kommission sagte: „Ich war nicht darauf gefaßt, in dem Berichte der Kommission eine indirekte Apologie Hannibal Fischer's zu finden;" auch bezichtigte er die Kommission der Parteileidenschaft und des Mangels an Gemeinsinn, welchen Vorwurf der Berichterstatter Abgeordneter Dr. Virchow, nicht unerwiedert lassen zu dürfen glaubte. Herr von Bismarck hatte erklärt, er finde in dem Berichte kein Wort der Anerkennung, kein Wort der Sympathie; Virchow meinte, der Ministerpräsident habe sich wohl nicht die Mühe genommen, den Bericht ganz zu lesen, vielleicht nur den Schluß desselben seiner Prüfung unterzogen. „Aber wenn er ihn gelesen hat und sagen kann, es seien keine solche sympathische Erklärungen darin, so . . ." und nun folgte eine Äußerung, welche Herr v. Bismarck für eine Beleidigung ansehen mußte.

„Der Referent," erwiederte der Ministerpräsident, „bemerkt, wenn ich den Bericht wirklich gelesen hätte, so wisse er nicht, was er von meiner Wahrheitsliebe denken solle. Der Herr Referent hat lange genug in der Welt gelebt, um zu wissen, daß er sich damit der technischen und spezialen Wendung gegen mich bedient hat, vermöge deren man einen Streit auf das rein persönliche Gebiet zu werfen pflegt, um denjenigen, gegen den man den Zweifel an seiner Wahrheitsliebe geäußert hat, zu zwingen, daß er sich persönliche Genugthuung fordert . . . . Es wird mir lieb sein, wenn ich diese Beleidigung im stenographischen Bericht nicht wiederfinde." Da Virchow seinerseits erklärte, er könne von seinen Worten nichts zurücknehmen, so wollte der Ministerpräsident abwarten, ob der Referent dieselben „vertreten" werde. Der Abgeordnete Prince Smith sprach indessen sogleich als seine Meinung aus, „daß nicht ein einzelnes Mitglied, sondern das Haus dasjenige zu vertreten hat, was berechtigter Weise im Geschäftsgange hier gesagt ist."

Am Morgen nach jenen Vorgängen sandte in der That der Ministerpräsident den Hauptmann v. Puttkamer zu Virchow mit dem Auftrage, ihn zur Zurücknahme der bezeichneten Worte zu veranlassen, oder ihn zum Duell zu fordern. Virchow

erklärte, daß er nach Prüfung des stenographischen Berichts der Meinung sei, daß für Herrn v. Bismarck „eine Veranlassung weder zu einem Duelle, noch zu einer Erklärung sei." Im Übrigen sei er lange vorher die Verpflichtung eingegangen, einen Kranken in Elberfeld zu besuchen; er müsse am Abend diese Reise antreten und ersuche daher, bezüglich weiterer Verhandlungen sich an seinen Bevollmächtigten, den Abg. v. Hennig zu wenden.

Schon am Tage nach der parlamentarischen Verhandlung wurde im diplomatischen Korps die Nachricht bekannt, daß Herr v. Bismarck eine Forderung an Virchow habe ergehen lassen. Die Meldung wurde noch, während die Verhandlungen schwebten, in die Presse gebracht, und Virchow war nicht wenig erstaunt, in Elberfeld und Dortmund von unbekannten Personen, welche ihn auf eine photographische Ähnlichkeit hin erkannten, über den Stand der Duellangelegenheit interpelliert zu werden, auch bei seiner Rückkehr nach Berlin die ganze Stadt davon erfüllt zu finden. Herr v. Hennig konnte darüber dem Abgeordnetenhause die Mitteilung machen, daß der Beauftragte des Herrn v. Bismarck nicht in der Lage gewesen wäre, dem Antriebe der Diplomaten, die ihn aufgefordert hatten, sich über das Verhältnis zu äußern, eine Ableugnung ent-

gegenzusetzen, und so sei allerdings zu allseitigem großen Bedauern die Sache in die Öffentlichkeit gekommen.

Die Aufregung, welche jene Nachricht hervorrief, war eine ungewöhnliche. Die Polizei besetzte die Thüren der Charité und umstellte das Abgeordnetenhaus; in Virchow's Familie entstand eine förmliche Bedrängnis durch anonyme Zuschriften und durch das nächtliche Erscheinen eines unbekannten Offiziers, der sich nachher als der Kriegsminister v. Roon entpuppte. Herr v. Keudell suchte mit Herrn v. Hennig gegenseitige Erklärungen zu vereinbaren, welche jedoch an der Weigerung des Herrn v. Bismarck scheiterten, seinerseits die Absicht einer persönlichen Beleidigung in Abrede zu stellen. Da mischte sich endlich das Abgeordnetenhaus in die Angelegenheit, um dieselbe „aus der Sphäre persönlicher Differenzen auf den Standpunkt einer parlamentarischen Rechtsfrage zu erheben."

Der Abg. v. Forckenbeck brachte zur Sprache, daß Zeitungsnachrichten zufolge, der Ministerpräsident den Referenten der Kommission wegen einer vom Präsidenten des Hauses nicht gerügten und also parlamentarischen (!) Äußerung zum Duell gefordert habe, und fuhr fort:

„Ich habe hier nicht zu untersuchen, in wie

weit ein Mann überhaupt vermöge der Vorurteile gewisser Gesellschaftsklassen zu einem von den Gesetzen dieses Landes mit Strafe bedrohten, von der Religion, von der Moral und von dem Bewußtsein des bei weitem überwiegenden Teiles aller Gesellschaftsklassen gemißbilligten Duell gezwungen werden kann; das mag jeder im gegebenen Fall mit sich selbst abmachen. So aber liegt die Sache hier nicht, meine Herren. Wer, sei es als Abgeordneter, sei es als Minister, in die Räume dieses Hauses tritt, der hat über Rechte, Freiheiten und Interessen dieses Landes nur nach Vorschrift der Verfassung und nach Inhalt der bürgerlichen Gesetze, unter den Bedingungen unserer verfassungsmäßigen Geschäftsordnung zu verhandeln. Die persönliche Ehre des Herrn Ministerpräsidenten unterliegt der Verfassung dieses Landes und der Geschäftsordnung dieses Hauses, resp. den allgemeinen bürgerlichen Gesetzen dieses Landes ebenso, wie die ganze große Ehre des Landes und die Interessen dieses Landes, die hier verhandelt werden. Meine Herren, der Herr Abgeordnete Virchow würde meiner Ansicht nach seine Pflichten gegen das Land als Abgeordneter verletzen, wenn er eine Forderung zum Duell irgendwie annehmen wollte .... Das Duell darf nicht stattfinden."

Der Präsident des Hauses, Grabow, trat diesen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Ausführungen Forckenbeck's in allen Punkten bei und sprach die zuversichtliche Erwartung aus, daß das Abgeordnetenhaus zur Aufrechterhaltung seiner verfassungsmäßigen Redefreiheit die vernommenen Grundsätze billige, und daß der abwesende Abgeordnete Dr. Virchow sich dem Ausspruch des Hauses unbedingt unterwerfe. In der Debatte konstatierte zunächst der Vizepräsident, v. Unruh, noch einmal, daß von einer beleidigenden oder unparlamentarischen Äußerung nicht die Rede sein könne, worauf Twesten seine Stimme gegen die Bedrohung der Redefreiheit der Tribüne erhob.

Der mutige Stadtrichter hatte selbst das Duell nicht verschmäht, als er wegen einer Broschüre von Herrn v. Manteuffel gefordert wurde. „Aber," sagte man zu seiner Entschuldigung, damals war er noch nicht Abgeordneter, und hatte er nicht als Volksvertreter gehandelt. Er war ein unbekannter Privatmann, als ihm der Chef des Militärkabinetts den Arm zerschoß." Um so lebhafter aber erklärte er es für die Pflicht des Parlaments, seine Rechte zu schützen und den Vorurteilen eines gewissen Standes entgegenzutreten.

„Bereits vor 70 Jahren erklärte Mirabeau, daß es die Pflicht und Schuldigkeit des Volksvertreters

sei, sich auf keine Duelle einzulassen, daß er verpflichtet sei, die ihm durch das Mandat des Volkes übertragene Pflicht zu erfüllen, sich nicht auf Dinge einzulassen, die ihm sonst freistehen müßten, zu denen er selbst auch nicht blos geneigt wäre, sondern in denen er sich wiederholt befunden hätte. Im englischen Parlament ist es seit langen Zeiten ein unverbrüchliches Gesetz und noch vor wenigen Jahren, als ein Parlamentsmitglied zu einer Forderung schreiten wollte, ist auf das unzweideutigste konstatiert worden, daß es gänzlich unerhört sei, wegen parlamentarischer Äußerungen eine Genugthuung außerhalb des Hauses zu fordern. Meine Herren, in diesem Hause ist der Präsident der einzige Richter darüber, ob eine Beleidigung stattgefunden hat .... Durch die Erklärung des Herrn Präsidenten, daß keine Beleidigung vorliegt, ist die einzige Genugthuung gegeben, die gefordert werden darf, und es würde mit der parlamentarischen Redefreiheit zu Ende sein, wenn ein Mitglied des Hauses sich gefallen lassen sollte, daß von ihm wegen dessen, was er hier nach seinem pflichtgemäßen Ermessen gesagt hat, eine anderweitige Genugthuung gefordert würde."

Waldeck, Gneist, Loewe-Calbe geißelten in scharfen Worten jeden Versuch, Mitglieder der gesetz-

gebenden Versammlung zur Übertretung der Gesetze zu nötigen und den Bruch zwischen Sitte und Recht zu erweitern. Die Debatte spann sich weit aus und es verdient aus derselben wenigstens ein Vorschlag des Abg. Dr. Schultz-Borken noch der Erwähnung. Der Redner erklärte, er würde sich sehr freuen, wenn das Haus einen Beschluß fassen wollte, dahin lautend:

„Daß das Duell überall, weil sowohl den geltenden Strafgesetzen, als auch aller Gesittung und aller Religion in der schnödesten Weise Hohn sprechend, niemals gerechtfertigt ist, daß es daher keinem Staatsbürger, weß Standes er auch sei, jemals gestattet werden darf, und daß aus diesem Grunde um so weniger irgend einem Mitgliede des Abgeordnetenhauses die Herbeiführung oder Annahme eines Duells erlaubt sein kann.“

So lebhaften Beifall dieser Vorschlag fand, so zog das Abgeordnetenhaus doch vor, einen bestimmten Entschluß gar nicht zu fassen, sondern dem Präsidenten des Hauses die nötigen Schritte zu überlassen.

Grabow sprach lediglich noch einmal die dringende Zuversicht aus, daß Virchow „in dem vorliegenden Falle nur dem nachgeht, was er als parlamentarischer Mann, was er nach der Geschäftsordnung, was er

nach der Verfassung dem Hause selbst schuldig ist, und ich glaube, es kann die Antwort darauf, ihm gegenüber, in keinem Augenblicke zweifelhaft sein."

Die Antwort Virchow's erging am folgenden Tage. Der Kriegsminister fragte schriftlich bei ihm an, ob er durch die parlamentarischen Verhandlungen sich der Pflicht überhoben glaube, durch eine Erklärung oder anderweite Satisfaction die beleidigte Ehre des Ministerpräsidenten wieder herzustellen, worauf Virchow das Duell endgiltig ablehnte, sich aber nach wie vor zu der gewünschten Erklärung bereit fand, falls Herr v. Bismarck die Zusicherung erteile, daß er seinerseits seinen Äußerungen über Hannibal Fischer keinen für den Berichterstatter oder die Mitglieder der Kommission beleidigenden Sinn habe unterlegen wollen. Das Ende der Affaire war ein letztes Schreiben des Herrn v. Roon, auf eine weitere Erklärung werde von Seiten des Herrn Ministerpräsidenten verzichtet.

Zwei Dinge machten in jenen Tagen viel Aufsehen, nämlich neben dieser Duellgeschichte das Zusammentreffen Bismarck's mit der Lucca in Gastein, wo er sich mit dieser gemeinsam auf demselben Bild photographieren ließ. Darob gab es manches Kopfschütteln bei skrupulösen Leuten. Herr

v. Bismarck entschuldigte sich bei seinem Freunde André v. Roman in einem Briefe vom 26. Dez. 1865:

„Wenn auch meine Zeit knapp bemessen ist, so vermag ich doch nicht, mir die Beantwortung einer Interpellation zu versagen, die mir, in Berufung auf Christi Namen, aus ehrlichem Herzen gestellt wird. Es ist mir herzlich leid, wenn ich gläubigen Christen Ärgernis gebe, aber gewiß bin ich, daß das in meinem Beruf nicht ausbleiben kann; ich will nicht davon reden, daß es in den Lagern, welche mir mit Notwendigkeit politisch gegenüberstehen, ohne Zweifel zahlreiche Christen giebt, die mir auf dem Wege des Heils weit voraus sind, und mit denen ich doch vermöge dessen, was beiderseits irdisch ist, im Kampf zu leben habe, ich will mich nur darauf berufen, daß Sie selbst sagen: „Verborgen bleibt vom Thun und Lassen in weiten Kreisen nichts.“ Wo ist der Mann, der in solchen Lagen nicht Ärgernis geben sollte, gerechtes oder ungerechtes? Ich gebe Ihnen mehr zu, denn Ihre Äußerung vom Verborgenbleiben ist nicht richtig. Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird, nicht andere Sünden auf meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung hoffe! Als Staatsmann bin ich icht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl

nach eher feig, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich herantreten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir Unrecht, er soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatz erst selbst einmal versuchen. Was die Virchow'sche Sache anbelangt, so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rat annimmt; wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigem Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demütigem Gebet vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche, nicht umstößt. Was Kirchenbesuch anbelangt, so ist es unrichtig, daß ich niemals ein Gotteshaus besuche. Ich bin seit fast 7 Monaten entweder abwesend oder krank; wer also hat die Beobachtung gemacht? Ich gebe bereitwillig zu, daß es öfter geschehen könnte, aber es ist nicht so sehr aus Zeitmangel, als aus Rücksicht auf meine Gesundheit, daß es unterbleibt, namentlich im Winter, und denen, die sich in dieser Beziehung zum Richter über mich berufen fühlen, will ich gern genauere Auskunft darüber geben, Sie selbst werden es mir ohne medizinische Details glauben. Über die Lucca-

Photographie würden auch Sie vermutlich weniger streng urteilen, wenn sie wüßten, welchen Zufälligkeiten sie ihre Entstehung verdankt hat. Außerdem ist die jetzige Frau v. Rahden, wenn auch Sängerin, doch eine Dame, der man eben so wenig, wie mir selbst, jemals unerlaubte Beziehungen nachgesagt hat. Dessenungeachtet würde ich, wenn ich in dem ruhigen Augenblick das Ärgernis erwogen hätte, welches viele und treue Freunde an diesem Scherz genommen haben, aus dem Bereich des auf uns gerichteten Glases zurückgetreten sein. Sie sehen aus der Umständlichkeit, mit der ich Ihnen Auskunft gebe, daß ich Ihr Schreiben als ein wohlgemeintes auffasse, und mich in keiner Weise des Urteils derer, die mit mir denselben Glauben bekennen, zu überheben strebe. Von Ihrer Freundschaft aber, und von Ihrer eigenen christlichen Erkenntnis erwarte ich, daß Sie den Urteilenden Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen, wir bedürfen derer Alle. Wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, hoffe, daß seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufes den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen

weder harthörig gegen tadelnde Freundesworte, noch zornig gegen liebloses und hoffährtiges Urteil machen.

In Eile, Ihr . . .



Zwei Tage aus dem Leben Bismarcks.

Um große Ereignisse, sagte einmal der Reichskanzler in einer Privatgesellschaft, windet sich immer ein Legendenkranz, und das ist oft sehr gut. Gewisse Legenden sollte man nicht zerstören. Der König war in Ems, ich war in Varzin, als in Paris der Spektakel wegen der Kandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern auf den spanischen Thron losbrach. Die Franzosen benahmen sich so kopflos wie nur möglich. Allen voran die Regierung mit Ollivier an der Spitze, welcher der Situation in keiner Weise gewachsen war und nicht ahnte, was er mit seinen unvorsichtigen Prahlereien im gesetzgebenden Körper anrichtete. Die Situation lag für uns damals äußerst günstig. Wir waren thatsächlich die Provozierten, und da die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit Frankreich aus Allem längst klar war, erschien der jetzige Augenblick zum Losschlagen sehr geeignet. Ich verließ also Varzin,

um mich in Berlin mit Moltke und Roon über alle wichtigen Fragen auszusprechen. Unterwegs erhielt ich die telegraphische Mitteilung: „Fürst Karl Anton von Hohenzollern hat um des lieben Friedens Willen die Kandidatur seines Sohnes Leopold zurückgezogen. Es ist alles in schönster Ordnung!"

Ich war von dieser unerwarteten Lösung ganz bestürzt, denn ich fragte mich: Wird sich je wieder so günstige Gelegenheit darbieten? Als ich in Berlin eintraf, rief ich Rolandt und sagte ihm: „Telegraphieren Sie nach Hause, daß ich in drei Tagen zurückkomme." Zugleich reichte ich in einer Depesche nach Ems bei Sr. Majestät meine Entlassung als Ministerpräsident und Bundeskanzler ein. Ich erhielt darauf eine Depesche vom König: Ich sollte nach Ems kommen. Ich hatte mir die Situation längst klar gemacht und sagte mir: Wenn ich nach Ems gehe, wird Alles verzettelt; wir kommen im günstigsten Falle zu einem faulen Kompromiß; die allein mögliche, die allein ehrenhafte und große Lösung ist dann ausgeschlossen; ich muß thun, was ich thun kann, um Se. Majestät nach Berlin zu bringen, wo er den Pulsschlag des Volkes deutlicher fühlen wird, als es in Ems möglich wäre. In ehrerbietigster Weise motivierte ich daher mein Nichtkommen; ich sei

in diesem Augenblicke in Berlin absolut unabkömmlich.

Zum Glück thaten inzwischen die übermütig gewordenen und kurzsichtigen Franzosen Alles, um den Karren wieder zu verfahren. Sie ließen an den König das Ansinnen stellen, einen Brief zu unterzeichnen, der einer tiefen Demütigung gleichkam. Der König fragte mich telegraphisch um meinen Rat, und ich antwortete ihm mit bestem Gewissen: Die Unterzeichnung ist unmöglich.

Ich hatte am Abend des 14. Juli Moltke und Roon zu Tische geladen, und wir besprachen alle Eventualitäten. Wir alle teilten die Hoffnung, daß das thörichte Vorgehen Frankreichs, das an unseren König gestellte unerhörte Ansinnen, die Gefahr eines schwächlichen und unrühmlichen Ausganges doch noch beseitigen würde. Da traf, während wir bei Tische saßen, eine Depesche aus Ems ein. Die Depesche begann mit den Worten:

„Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris

telegraphiere, daß Se. Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten."

Nun folgte eine längere Auseinandersetzung. Der Sinn war etwa der, daß der König sich auf das berufen habe, was er bereits dem Grafen Benedetti mitgeteilt habe. Graf Benedetti habe diese Rückäußerung dankbar entgegengenommen, und er würde dieselbe seiner Regierung übermitteln. Indessen erbat Benedetti noch eine Zusammenkunft mit Sr. Majestät, sei es auch nur, um sich noch einmal mündlich bestätigen zu lassen, was von Sr. Majestät an der Brunnenpromenade geäußert worden war. Dann hieß es weiter:

„Se. Majestät lehnte jedoch ab, den französischen Botschafter noch einmal zu empfangen, und ließ demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen, Se. Majestät habe dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen."

Als ich diese Depesche verlesen hatte, ließen Roon und Moltke gleichzeitig Messer und Gabel auf den Teller fallen und rückten vom Tische ab. Es entstand eine lange Pause. Wir waren Alle

tief niedergeschlagen. Wir hatten die Empfindung: die Sache verläuft im Sande.

Da stellte ich an Moltke die Frage: „Ist das Instrument, das wir zum Kriege brauchen, ist unser Heer wirklich so tüchtig, daß wir mit größter Wahrscheinlichkeit auf einen guten Erfolg den Krieg aufnehmen können?“ Moltke war felsenfest in seinem Vertrauen. „Wir haben nie ein besseres Werkzeug gehabt, als in diesem Augenblicke,“ sagte er. Roon, zu dem ich freilich weniger Vertrauen hatte, bestätigte Moltke's Worte vollkommen.

„Nun, dann essen Sie ruhig weiter,“ sagte ich den Beiden.

Ich setzte mich an einen kleinen runden Marmortisch, der neben dem Speisetisch stand, las die Depesche aufmerksam durch, nahm meinen Bleistift und strich die ganzen Zwischensätze über Benedetti's Bitte um eine nochmalige Audienz u. s. w. fort. Ich ließ eben nur Kopf und Schwanz stehen. Nun sah die Depesche allerdings etwas anders aus. Ich las sie in dieser neuen Fassung Moltke und Roon vor.

Die Beiden riefen: „Herrlich! Das muß wirken.“ Wir aßen mit bestem Appetit weiter.

Ich gab sogleich die Weisung, die Depesche durch das Telegraphenbureau an alle Zeitungen und

alle Missionen auf schnellstem Wege zu versenden. Und wir waren noch zusammen, als wir schon von der Wirkung, welche die Depesche in Paris gemacht hatte, die erwünschte Nachricht erhielten. Sie hatte wir eine Bombe eingeschlagen.

Während man in Wahrheit unseren König und Herrn eine beleidigende Zumutung gemacht hatte, wirkte die Depesche bei den Franzosen so, als ob ihr oberster Vertreter von unserem König brüskiert worden sei. Der gesamte Boulevard-Janhagel war der Ansicht, daß man sich das nicht bieten lassen dürfe. Der Ruf: „A Berlin! A Berlin!“ wurde von den johlenden Massen ausgestoßen. Die Stimmung war da.

Und gerade wie drüben, wirkte die Sache hüben. Der König, der sich auf mein dringendes Bitten entschlossen hatte, seine Emser Kur zu unterbrechen, kehrte nach Berlin zurück und war von dem Volksjubel, der ihm überall entgegen brauste, ganz bestürzt. Er begriff einstweilen noch gar nicht, was sich inzwischen ereignet hatte. Die unbeschreibliche Begeisterung, die ihm hier in Berlin entgegenbrauste, ergriff und erschütterte den greisen Herrn auf das tiefste. Die Augen wurden ihm feucht. Er erkannte, daß es in Wahrheit ein nationaler Krieg, ein Volkskrieg war, den das Volk begehrte, dessen es bedurfte.

Schon vor der Ankunft in Berlin hatten wir vom König die Zustimmung dazu erhalten, daß wenigstens ein Teil der Armee mobil gemacht werde. Als der Kronprinz den königlichen Zug verließ, sprach er auf dem Bahnhofe absichtlich sehr laut von der bevorstehenden Mobilmachung, und nun brach der Jubel immer aufs Neue los. Und als wir im Schlosse angelangt waren, war Se. Majestät bereits zur Mobilmachung der gesamten Armee geneigt.

Wie sich dann die Sachen weiter entwickelten, ist Ihnen ja bekannt. Das ist der Punkt, über den Grammont in seinen Memoiren sein aufrichtiges Erstaunen ausspricht. Er begriff nicht, woher auf einmal, nachdem die Sachen eine ganz friedliche Wendung genommen hatten, das Kriegerische wieder die Oberhand gewann. „Une apparition sinistre survint. Tout d'un coup tout est changé. Qu'était-il-arrivé? Monsieur de Bismarck à Berlin.“ So ähnlich steht es ja wohl in Grammont's Memoiren. Ich citiere aus dem Gedächtnisse. Jedenfalls war ich die „unheimliche Erscheinung.“

Ich bemerke übrigens, daß ich auch formell zu dem mir durchaus notwendig erscheinenden Striche berechtigt war. Es war mir anheimgegeben, die Depesche in excenso oder im Auszuge zu ver-

öffentlichen. Ich habe nicht zu bedauern gehabt, daß ich den Auszug gemacht habe." —

Man darf diesen Bericht des Fürsten Bismarck über die bewegten Tage vom 12. und 13. Juli 1870, den er einmal lange nach dem Kriege in guter Laune bei Tische zum Besten gegeben hat, als den Inbegriff des Thatsächlichen ansehen, das über die berühmte Emser Depesche und was damit zusammenhängt, zu sagen ist. Dieser Darstellung entsprachen auch die verschiedenen Berichte, die wir bei Horst Kohl (Sammlung der Reden Bismarcks) und in verschiedenen Blättern finden. Horst Kohl sagt:

„Graf Bismarck hatte sich am 8. Juni 1870 nach Varzin begeben und lebte dort seiner Gesundheit, die durch die vorangegangene parlamentarische Campagne angegriffen war. Auf die ersten Nachrichten von dem Sturm, den die Kandidatur des Prinzen Leopold in Paris erregt hatte, ließ er in einem Rundschreiben an die Vertreter des Norddeutschen Bundes erklären, daß die preußische Regierung sich bisher jeder Einwirkung auf die spanische Königswahl und auf deren Annahme oder Ablehnung enthalten habe, sich auch ferner derselben enthalten werde, da sie diese Angelegenheit als eine ausschließlich Spanien und demnächst den gewählten Thronkandidaten persönlich angehende jeder Zeit

betrachtet und behandelt habe. Als die Kriegsdrohungen immer lauter an das Ohr des Kanzlers schlugen, verließ er am 12. Juli sein pommersches Tusculum, um in Ems den König um Berufung des Reichstages zu bitten. Die Nachricht von dem Verzicht auf die spanische Kandidatur gegenüber den französischen Drohungen veranlaßte ihn, die Reise nach Ems aufzugeben und seinen Rücktritt vom Amt ins Auge zu fassen. Er nahm an, daß es ihm nach der Sprache, welche in Paris der Minister des Auswärtigen im Angesicht von Europa gegen Preußen sich erlaubt habe, unmöglich sein würde, mit dem Botschafter Frankreichs ferner Verkehr zu unterhalten. Nach einer Besprechung mit Roon und Moltke am 13. gab er den Rücktrittsgedanken auf und fügte am Abend einer Skizze des Vorgangs in plattdeutscher Sprache die Worte hinzu: „Dat walt Gott, und kolt Isen!" In der Nacht vom 14. zum 15. Juli wurde im Rate des Kaisers der Krieg beschlossen, am 15. wurde er durch die Erklärungen Gramonts im Senat und Olliviers und Gramonts im gesetzgebenden Körper unvermeidlich gemacht; am 19. Juli überreichte der französische Geschäftsträger Le Sourd dem Grafen Bismarck die amtliche Kriegserklärung."

„Fürst Bismarck — bemerkte hierzu die „Allgemeine Zeitung" — hatte im Frühjahr 1869, als

zum ersten Male die Kandidatur des Prinzen Leopold in die politische Erwägung trat, dem Grafen Benedetti gegenüber keinen Zweifel gelassen, „daß Preußen die vollste Neutralität in der Frage der spanischen Königswahl beobachten werde, und daß es die Wahl des hohenzollernschen Prinzen für diesen selbst als ein Danaergeschenk betrachte.“ Im Juli 1870 aber lag die Sache so, daß eine Nachgiebigkeit unter dem Drucke französischer Drohungen und Herausforderungen eine Demütigung Preußens involvierte und damit eine Gefahr für Preußens europäische Stellung und Deutschlands Zukunft. Die Verantwortlichkeit für eine, in solche Bahnen gedrängte Politik, hätte Fürst Bismarck nicht zu tragen vermocht, und somit stellte er angesichts der beglaubigten Meldungen von französischen Mobilmachungsanordnungen dem Könige das Ersuchen, gegenüber den von Rüstungen begleiteten französischen Drohungen sofort nach Berlin zurückzukehren und den Reichstag einzuberufen — oder ihm den Abschied zu erteilen. Es kann dem historischen Charakterbilde unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm des Ersten niemals zur Unehre gereichen, daß er in jenem Augenblick mit den gereiften Erwägungen seiner hohen Jahre den Impulsen des hochgespannten nationalen Ehrgefühls seines bewährten Ratgebers

folgte. Die nunmehr im Wortlaut bekannte, vom Grafen Caprivi am 23. November 1892 im Reichstage verlesene „Emser Depesche", d. h. das Telegramm des Geh. Rats Abeken vom 13. Juli Nachmittags 3 Uhr 50 Minuten, bot dem Kanzler die Gelegenheit, die Situation in das für Preußen und Deutschland allein zulässige Geleise zu bringen; der Versuch dazu ist das im vollen Einverständnis Moltkes und Roons und im vollen Sinne des königlichen Auftrags redigierte welthistorische Zeitungs-Telegramm."

Dasselbe Blatt berichtete: „Als Fürst Bismarck am 12. Juli abends von Varzin in Berlin eingetroffen war, las er noch im Wagen unter dem Hausthor die aus Paris, Ems und wohl auch aus London eingegangenen Depeschen. Die Meldung des Botschafters in Paris, namentlich von der französischerseits von neuem an den König gestellten Zumutung eines Verzichts- und Entschuldigungsschreibens dürfte den Kanzler bestimmt haben, Se. Majestät um die Rückkehr nach Berlin und um die Einberufung des Reichstags zu ersuchen, um die an Frankreich zu gebende Antwort auf dem starken Hintergrunde der durch den Reichstag vertretenen öffentlichen Meinung Deutschlands, wenigstens Norddeutschlands zu erteilen. Von der Annahme dieses Rates dürfte Fürst

Bismarck sein Verbleiben im Amt abhängig gemacht haben. Er selbst setzte die Reise nach Ems nicht fort, sondern sandte den Minister Grafen Eulenburg dorthin, einmal um nicht einen unvermeidlichen, starken persönlichen Zusammenstoß mit dem französischen Botschafter herbeizuführen, und sodann, weil nach seiner Auffassung die weiteren Entschließungen überhaupt nicht mehr in Ems, sondern in Berlin zu fassen waren.“ Ferner:

„Dem Schreiber dieser Zeilen ist die Thatsache dieser Demissionsankündigung des damaligen Bundeskanzlers, deren Überbringer Graf Eulenburg war, bereits seit dem Winter 1870 bekannt, aber dieser Umstand hat nie im allergeringsten vermocht, noch wird er in Zukunft vermögen, der innigsten Verehrung für den Vater des Vaterlandes auch nur den leisesten Abbruch zu thun, welche jeder patriotische Deutsche im Herzen tief trägt, und die sich auf Generationen vererben wird, so lange es ein deutsches Volk und ein deutsches Land giebt. Der hochselige Kaiser war im Juli 1870 über 75 Jahre alt. Er hatte bis dahin die Hoffnung gehegt, seine Tage in Frieden beschließen zu können. Alles, was in und für Deutschland noch zu thun blieb, sollte die Aufgabe seines Sohnes sein. Sodann war der Kaiser ein viel zu gewissenhafter Monarch, als daß er an

die Möglichkeit eines Krieges aus so futilen Vorwänden, wie sie französischerseits geltend gemacht wurden, ohne weiteres zu glauben vermochte, auch war er über die wachsende Erregung der öffentlichen Meinung in Deutschland in der Zurückgezogenheit des Emser Badelebens wohl nicht hinreichend unterrichtet. Auch ein anderes Moment blieb nicht ohne Gewicht. In der nächsten Nähe des Monarchen machte sich, wie vor dem Kriege von 1866 ein Einfluß geltend, der auf einem schwer zu erklärenden Mißtrauen in die Leistungsfähigkeit der Armee und ihrer Führer beruhte. Moltke, Roon und der verstorbene Feldmarschall v. Manteuffel haben über diesen Umstand in gleicher Weise geklagt. So kam es, daß der Monarch, der im Jahre 1883 auf die Pariser Nachrichten von der Verhöhnung des Königs Alfonso sich gelegentlich einer militärischen Meldung in Baden-Baden zum Kriege sofort bereit erklärte — (der König sagte: „Die Franzosen scheinen die Lektion von 1870 schon wieder vergessen zu haben, nun, wenn man mich herausfordert, ich bin bereit") —, im Jahre 1870 sich mit der Notwendigkeit eines Krieges nur schwer und zögernd vertraut machen mochte, und noch auf der Fahrt von Brandenburg nach Berlin am 15. Juli für Bismarcks und Moltkes Vorstellungen nahezu unzugänglich

blieb. Erst die ihm bei der Ankunft in Berlin vorgelesenen Depeschen über die Pariser Kammersitzung des Tages, welche der Kriegserklärung fast gleichkam, brachte ihn zu dem Entschluß der Mobilmachung, nachdem er sich die Depeschen durch den Bundeskanzler hatte zweimal vorlesen lassen. Dann sank er tiefbewegt dem Kronprinzen in die Arme."

Es ist auffallend, wie widersprechend allen diesen gut beglaubigten Darstellungen die amtlichen Quellen lauten, namentlich die von Graf Eulenburg direkt herrührenden Berichte, obwohl doch gerade er am Abend des 12. mit Bismarck lange Stunden konferierte und als Bote desselben, mit Aufträgen reichlich versehen, nach Ems ging.

Am Abend des 12., wo Bismarck in Berlin eintraf, fand noch die Konferenz mit Roon und Graf Eulenburg statt, in der die drei Herren darin übereinstimmten, daß „für den Augenblick der Friede dürfte erhalten bleiben, doch leider zu besorgen sei, daß bei den Gesinnungen Frankreichs, die bei dieser Gelegenheit zu Tage gekommen waren, der Hochmut bei einem solchen Erfolg nur gesteigert und eine schließliche kriegerische Lösung nur vertagt sei."

Das Resultat der Konferenz Bismarcks mit seinen beiden Kollegen am 12. abends teilte die

„Prov.-Korresp." am nächsten Tage mittags mit den Worten mit: „Der Bundeskanzler Graf Bismarck war angesichts der Dringlichkeit der politischen Verhältnisse von Sr. Majestät dem Könige nach Ems beschieden worden, um über die wünschenswerte Einberufung des Reichstags Vortrag zu halten. Graf Bismarck folgte, indem er die begonnene Karlsbader Kur unterbrach, unverweilt dem Rufe des Königs und traf am Dienstag Abend von Varzin in Berlin ein, wo er sofort eine Besprechung mit dem Kriegsminister und dem Minister des Innern hatte und am Mittwoch früh die Reise nach Ems fortzusetzen beabsichtigte. Nachdem jedoch am Abend ein Telegramm der Botschaft in Paris hier eingegangen war, nach welchem der dortige spanische Gesandte dem Herzog von Gramont amtlich den Verzicht auf die Hohenzollernsche Kandidatur angezeigt hat, gab Graf Bismarck unter den veränderten Umständen die weitere Reise nach Ems auf und gedachte, heute nach Varzin zurückzukehen." Zugleich teilte die „Prov.-Korresp." mit, daß Graf Eulenburg noch denselben Abend nach Ems gereist sei.

„Die Nummer 28 der „Prov. Korresp." vom 13. Juli war zum größeren Teile bis zum Nachmittag des 12. schon redigiert und gesetzt. Infolge der „Depesche" über Prinz Leopold und der daran sich

knüpfenden Ministerkonferenz, wurde das offiziöse Wochenblatt fast vollständig umgeworfen. Graf Eulenburg ließ nach der Konferenz mit Bismarck den Geheimen Rat Hahn zu sich kommen und unterrichtete ihn von der neuen Lage der Dinge. Der Krieg, sagte er, sei vertagt, Bismarcks Reise nach Ems gegenstandslos geworden, doch solle Frankreich für sein Auftreten noch einen gehörigen „Denkzettel“ (sic!) erhalten, nämlich in Form eines Artikels in der „Prov.-Korresp.“ Hahn ließ noch in der Nacht einen solchen Artikel anfertigen. Derselbe erschien unter dem Titel „Frankreichs Verhalten in der spanischen Frage“ und lautete:

„Die Geduld des deutschen Volkes ist durch die Behandlung, welche die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern für den spanischen Thron in Frankreich erfahren hat, auf eine schwere Probe gestellt worden, aber so groß die Geduld war, so tief ist auch die gerechte Entrüstung über den beleidigenden, selbst drohenden Ton, der jenseit des Rheins bei dieser Gelegenheit angeschlagen worden ist. Wenn man der Tagespresse in Zeiten der Erregung eine schroffe und verletzende Sprache allenfalls zu gute hält, so durfte man doch von einem Mann, wie dem Herzog von Gramont, welcher als der auswärtige Minister eines großen Landes die Gewohnheit oder die Fähig-

keit haben sollte, schwierige politische Fragen mit Schonung zu behandeln, erwarten, daß er auch im gegenwärtigen Falle die Sache mit größerer internationaler Vorsicht und Rücksichtnahme angefaßt hätte.

„Wäre wirklich ein überwiegendes französisches Interesse durch die Kandidatur des Hohenzollernschen Prinzen verletzt worden, so wäre bis zum 6. Juli für Frankreich nichts leichter gewesen, als die guten Dienste irgend einer befreundeten Macht, vielleicht gerade Preußens in Anspruch zu nehmen, um den Versuch zu machen, die thatsächlichen Verhältnisse mit den Interessen Frankreichs womöglich in Einklang zu bringen. Der Weg dagegen, welchen der Herzog von Gramont eingeschlagen hat, die im diplomatischen Verkehr und im Munde eines auswärtigen Ministers unerhörte Färbung der von ihm beliebten Sprache müssen in den Gefühlen des deutschen Volkes eine tiefe und ernste Verstimmung begründen.

„Man hat in Deutschland bis zum letzten Augenblick an eine ernste Kriegsgefahr nicht glauben mögen, weil in der That die Frage dazu nicht angethan schien. Man durfte bei uns zunächst der Meinung sein, daß der Prinz von Hohenzollern, der ein naher Verwandter des französischen Kaiserhauses ist, während er mit dem preußischen Königshause nur

eine Namensverwandtschaft hat, daß namentlich sein Vater, welcher mit dem Kaiser der Franzosen von alter Zeit her in engen persönlichen Beziehungen stand, wohl wissen mußte, wie Frankreich sich zu der Kandidatur stellen würde, — daß ferner die spanische Regierung, welche die Sache vor allem anging, sich der Auffassung Frankreichs versichert haben würde.

„Die preußische Regierung als solche ist, wie auch den Vertretern in Deutschland mitgeteilt worden, der ganzen Angelegenheit vollständig fremd geblieben, selbst Se. Majestät der König ist nach den Hausgesetzen nicht in der Lage, den Mitgliedern des Hohenzollernschen Hauses zur Annahme einer fremden Krone die Erlaubnis zu erteilen oder zu versagen. Der preußische Staat und der König haben daher mit der Sache selbst nichts zu schaffen gehabt; die Entscheidung und Verantwortung ruhte von vornherein ausschließlich bei der spanischen Regierung und bei dem Prinzen von Hohenzollern selbst.

„Es war daher eine völlig ungereimte Zumutung von französischer Seite, daß Se. Majestät der König oder vollends die preußische Regierung dem Prinzen von Hohenzollern die Annahme der spanischen Krone untersagen solle. Beide hatten dazu kein Recht, da Prinz Leopold, welcher 35 Jahre zählt, großjährig ist und sich aller der Rechte

persönlicher Selbständigkeit erfreut, welche die Verfassung ihm so gut, wie jedem Staatsangehörigen gewährleistet. Der König konnte mithin gar nicht in die Versuchung kommen, dem von französischer Seite an ihn erhobenen Anspruch zu genügen.

„Wenn inzwischen von Madrid über Paris die Nachricht eingetroffen ist, daß der Fürst von Hohenzollern, der Vater des Erbprinzen Leopold, der spanischen Regierung die Mitteilung von der Verzichtleistung desselben auf die Thronbewerbung gemacht hatte, so hat der Prinz bei dieser Ablehnung ebenso innerhalb seiner selbständigen persönlichen Berechtigung gehandelt, wie bei der vorherigen Annahme. Welche Erwägungen ihn dabei geleitet haben, das entzieht sich für jetzt der näheren Kenntnis und Betrachtung.

„Ob die französische Erregung gegen Preußen durch diese Entschließung des Prinzen, welcher, so hochgestellt er ist, doch eben nur Privatmann ist, beschwichtigt sein wird, das muß der weitere Erfolg lehren. Deutschland ist glücklicherweise in der Lage, diesen Erfolg ruhig abwarten und den Entschließungen jedes seiner Nachbarn, wer es auch sei, ohne sonderliche Besorgnis entgegensehen zu können. Sollte aber auch in Paris die bisherige Aufwallung einer ruhigeren Auffassung Platz machen, so wird

doch in Deutschland auf lange Zeit der Eindruck nicht zu verwischen sein, den diese plötzlich drohende und beleidigende Haltung unserer Nachbarn hinterlassen hat. Es wird schwer sein, das Vertrauen auf gute nachbarliche Verhältnisse und den Glauben an den guten Willen der jetzigen französischen Regierung auf Erhaltung des Friedens wieder herzustellen, nachdem die Versicherung, welche dieselbe Regierung am 30. Juni dieses Jahres gegeben, daß der Friede niemals gesicherter gewesen, als gerade jetzt, nach kaum acht Tagen in so auffallender und befremdlicher Weise verleugnet worden ist. Es kann nicht fehlen, daß alle die beunruhigenden Gerüchte, welche den Eintritt des Herzogs von Gramont ins Ministerium begleiteten, mit einem starken Anspruch auf Glaubwürdigkeit wieder aufleben; der Schaden aber, welchen die Wohlfahrt friedlicher Bevölkerungen durch solche Anwandlungen, wie die der letzten Woche, erleidet, kann leider so schnell nicht verwachsen, wie er bereitet wird."

Am 13. morgens hatte der englische Botschafter in Berlin, Lord Augustus Loftus, eine Unterredung mit dem Grafen Bismarck und gratulierte ihm zu der Lösung der schwebenden Krise durch den freiwilligen Rücktritt des Prinzen von Hohenzollern. „Se. Excellenz," schreibt Loftus darüber, schien etwas

in Zweifel darüber zu sein, ob sich die Lösung als Beilegung der Differenz mit Frankreich ausweisen werde. Er sagte mir, daß die vom Könige von Preußen bewiesene Mäßigung gegenüber dem drohenden Tone der französischen Regierung in Preußen allgemeine Entrüstung hervorgerufen habe. Graf Bismarck drückte dann den Wunsch aus, die englische Regierung solle eine Gelegenheit ergreifen, um möglicherweise durch eine Erklärung im Parlament ihre Zufriedenstellung mit der Lösung der spanischen Schwierigkeiten durch den Rücktritt des Prinzen Leopold auszudrücken und öffentlich Zeugnis abzulegen über die ruhige und weise Mäßigung des Königs von Preußen, der Regierung und der Presse . . . Graf Bismarck bemerkte dann, von Paris sei — wiewohl nicht offiziell von Baron Werther — die Nachricht eingetroffen, daß diese Lösung der spanischen Schwierigkeiten nicht hinreichen werde, die französische Regierung zufrieden zu stellen, und daß diese neue Ansprüche geltend machen wolle. Sei dies der Fall, dann liege es klar zu Tage, daß die spanische Thronfolgefrage ein bloßer Vorwand gewesen und es der wirkliche Zweck Frankreichs sei, für Königgrätz Rache zu nehmen. Die deutsche Nation fühlt, daß sie vollständig im stande sein würde, es mit Frankreich aufzunehmen, und sie vertraue so

sehr auf militärischen Erfolg, wie die französische nur könne. Aber — sagte Se. Excellenz — wir wünschen den Krieg nicht und wir haben unsere friedliche Gesinnung bewiesen, werden auch fortfahren, sie zu beweisen, doch können wir den Franzosen, was Rüstungen angeht, nicht erlauben, einen Vorsprung vor uns zu haben. „Ich habe," so sagte Se. Excellenz, „positive Informationen, daß in Frankreich Kriegsrüstungen betrieben worden sind und augenblicklich betrieben werden. Wenn diese fortgesetzt werden, werden wir uns genötigt sehen, die französische Regierung um Aufklärung über deren Ziel und Bedeutung anzugehen." Graf Bismarck sagte ferner, daß die preußische Regierung, falls Frankreich den europäischen Mächten jetzt nicht eine Versicherung, eine Erklärung gebe, daß es die Lösung der Frage für endgültig halte und keine anderen Ansprüche geltend machen wolle, wofern weiter Frankreich die drohende Sprache des Herzogs von Gramont nicht zurücknehme oder genügende Erklärungen abgebe — daß die preußische Regierung sich genötigt sehen würde, eine Aufforderung an Frankreich zu richten . . . Es scheint mir (Lord A. Loftus) gewiß, daß Graf Bismarck und das preußische Ministerium die Haltung des Königs dem Grafen Benedetti gegenüber bedauern (die endliche

Abweisung Benedettis wurde bekanntlich erst am 13. Juli abends auf telegraphischem Wege in Berlin bekannt), und daß sie angesichts der öffentlichen Meinung in Deutschland entscheidende Maßregeln zur Wahrung der nationalen Ehre für notwendig erachten."

Aus den amtlichen Berichten, zunächst aus der Provinzial-Korrespondenz vom 13. Juli, ergiebt sich, daß nicht, wie Horst Cohl und Andry berichten, Bismarck Varzin verließ, um in Ems den König um Berufung des Reichstages zu bitten, sondern der König von Ems aus den Bundeskanzler aufforderte, ihm Vortrag wegen einer solchen Berufung zu halten. Graf Bismarck folgte unverweilt dem Rufe des Königs, traf am 12. Juli abends in Berlin ein, gab aber auf die Nachricht vom Verzicht des Prinzen Leopold, die er in Berlin vorfand, die Reise wieder auf, da sie gegenstandslos geworden war, und wollte schon am nächsten Tage wieder in das idyllische Leben in Varzin zurückkehren.

Es ist durchaus wahrscheinlich, wenn gesagt wird, daß Graf Bismarck, nachdem einmal der Konflikt von Frankreich leichtsinnig angezettelt und auf die Spitze getrieben, die Notwendigkeit des Krieges voll erkannte und ihn jetzt zum Austrag gebracht sehen wollte. Er hat daher auf die Nach-

richt vom Verzicht des Prinzen Leopold sehr unwillig aufgenommen und mit einem recht drastischen Ausruf begleitet und mag den Minister des Innern beauftragt haben, den König in Ems in dieser Richtung zu leiten. Ganz anders aber hat sich Graf Bismarck nur zwei Monat später in Ferrières ausgesprochen, wo er in seiner Unterredung mit Jules Favre sagte: „Ich habe keinen ernsthaften Grund, Napoleon III. zu lieben. Ich leugne nicht, daß es mir bequemer gewesen wäre, ihn erhalten zu sehen, und Sie selber haben Ihrem Lande einen sehr schlechten Dienst erwiesen, indem Sie ihn stürzten. Es wäre uns gewiß möglich gewesen, mit ihm zu unterhandeln. Aber persönlich habe ich keine Ursache gehabt, mich seiner Gunst zu rühmen. Wenn er gewollt hätte, wären wir zwei aufrichtige Verbündete geworden, und wir hätten zusammen die Schicksale Europas bestimmt, aber er hat alle Welt zu hintergehen gesucht, und ich habe ihm niemals getraut. Daß ich ihn nicht bekämpfen wollte, habe ich 1867 in der Luxemburger Angelegenheit bewiesen. Die gesamte Umgebung des Königs war für den Krieg, ich allein dagegen. Ich habe sogar meine Entlassung angeboten und meinem Ansehen geschadet. Ich sage Ihnen dies nur zum Beweise, daß der Krieg nicht nach meinem Sinne war. Ich würde keinesfalls

dazu geraten haben, wenn er uns nicht erklärt worden wäre. Und noch immer konnte ich nicht daran glauben; Frankreich hat wie nach einem vorbedachten Plane gehandelt. Als ich von dem Streitfall hörte, den man aus Anlaß der Hohenzollernschen Kandidatur herbeigeführt, beunruhigte ich mich über die Hartnäckigkeit Ihres Botschafters, nur mit dem Könige zu unterhandeln. Dieser Botschafter hat den König ermüdet, und, dies wissend, habe ich zu einer Politik geraten, welche Ihnen Genugthuung gewährte. Als ich erfuhr, daß der König meinem Rate gemäß die Verzichtleistung seines Verwandten auf die Kandidatur erlangt hatte, schrieb ich meiner Frau, daß alles vorüber sei, und daß ich zum Landaufenthalte zu ihr zurückkehren würde. Um so größer war meine Verwunderung, als ich erfuhr, daß im Gegenteil alles anfangen sollte. Von unserer Seite fand also keine systematische Feindseligkeit statt. Die französische Regierung ist es, welche den Krieg wollte. Zum Vorwande wählte sie die dem Könige zugedachte Demütigung, welche dieser nicht hinnehmen konnte."

Die „N. Allg. Ztg." sagt, die Meldung des Botschafters in Paris von der französischerseits an den König gestellten Zumutung eines Verzichts- und Entschuldigungsschreibens habe den Kanzler bestimmt, auf die Reise nach Ems zu verzichten, und den

Minister Graf Eulenburg dorthin zu schicken, um den König nach Berlin zu holen, widrigenfalls er abdanken würde.

Aber der Kanzler hatte ja am 12. abends aus Paris noch keine Meldung von jener Zumutung Eine solche stellten die Minister Gramont und Ollivier am 12. Juli mittags in einer Unterredung mit dem Gesandten von Werther. Der Gesandte weigerte sich, darüber telegraphisch nach Berlin zu berichten, und berichtete in Wirklichkeit auch nur schriftlich, so daß die Nachricht auf diesem Wege frühestens am 13. Juli nach Berlin gekommen sein kann. Benedetti, der französische Gesandte, erhielt das erste Telegramm über die neue Forderung seiner Regierung nach seinem eigenen Zeugnis am 12. Juli, abends 6 Uhr, in Ems. Auch von dieser Seite konnte der Bundeskanzler vor der Abreise des Ministers Grafen Eulenburg noch nicht unterrichtet sein. Auch heißt es in der Depesche des englischen Botschafters in Berlin, Lord Augustus Loftus, an Lord Granville vom 13. Juli, Graf Bismarck habe in einer Unterredung mit ihm bemerkt, daß von Paris — wiewohl nicht offiziell vom Baron Werther — die Nachricht eingetroffen sei, daß der Verzicht des Prinzen Leopold nicht hinreichen würde, die französische Regierung zufrieden zu stellen. Es ist

doch auffallend, daß die „N. Allg. Ztg.“, welche dieselbe Depesche als Beweis für andere Behauptungen citierte, gerade diese Stelle unterdrückte und sie durch drei Punkte ersetzte, d. h. die Depesche fälschte.

Über die Motive seiner Reise nach Ems drückte sich der Minister des Innern gegenüber dem Geh. Rat Hahn, etwa in der Form aus, in welcher zwei Tage später — nachdem also noch die neue Begegnung Benedettis mit dem Könige in Ems hinzugekommen war — ein offiziöses Entrefilet berichtete:

„Einigermaßen auffallen muß, wie bisher in der spanischen Frage der Unterschied zwischen persönlichen oder Privathandlungen des Königs und amtlichen Funktionen Sr. Majestät von der Presse nicht gehörig erkannt worden ist. Aus der Mazarredoschen Denkschrift weiß man, daß der Erbprinz Leopold die von ihm erfolgte Annahme des spanischen Anerbietens dem Könige in Ems angezeigt hat, und zwar wird dieselbe wahrscheinlich Ende Juni Sr. Majestät zugegangen sein. Se. Majestät befand sich in Ems zum Gebrauch einer Badekur und gewiß nicht in der Absicht, Staatsgeschäfte zu betreiben, was schon daraus ersichtlich, daß keiner der Minister nach Ems befohlen war, und in der That ist die Erwiderung des Königs auf die Mitteilung des

Erbprinzen in der Form eines eigenhändigen Briefes erfolgt, über dessen Inhalt äußerlich nur so viel verlautet hat, daß Se. Majestät von dem Vorfall nicht angenehm berührt worden ist, sich zu einem Einspruche jedoch nicht berufen gefunden hat. Eine Staatsaktion irgend welcher Art ist in diesem ganzen Geschäft nicht vorgekommen. Diese rechtliche Lage der Sache nun ist es, die bei öffentlichen Beurteilungen der letzteren nicht gewürdigt werden. Man hat ohne weitere Erwägung den König in seiner Privatkorrespondenz und den König an der Spitze der Staatsregierung zusammengeworfen, ohne zu überlegen, daß Handlungen des letzteren (im Sinne der Verfassung „Regierungsakte") nur dann vorliegen, wenn eine ministerielle Mitwirkung hinzutritt. Nur das französische Kabinett scheint sich jenen Unterschied vollständig klar gemacht zu haben, indem es die ganze Wirkung seiner Diplomatie gegen die im Bade lediglich ihrer Gesundheit lebende Person gerichtet hat, indem sie versuchte, dort, wo das Privatleben des Königs nicht mit dem Schutze der sonst üblichen Formen umgeben war, ihm vermöge staatlichen Druckes Privathandlungen abzudringen, die dann ihre Tragweite auch weiterhin erstreckt haben würden."

Die Anwesenheit des Grafen Eulenburg sollte für alle Fälle, wenn nämlich noch neue Schritte der

französischen Regierung daselbst erfolgen sollten, diesem Zustande ein Ende machen. Graf Bismarck lehnte die Verantwortlichkeit für die weitere Führung der Politik ab, sobald dem Botschafter Frankreichs weiter verstattet würde, in Ems privatim mit dem Könige zu verhandeln. Es ist bekannt, daß Graf Eulenburg dem Könige persönlich besonders nahe stand und auf ihn von großem Einfluß war. Er war offenbar berufen, die Anwesenheit des Grafen Bismarck beim König zu ersetzen. Man meint daher, daß er, falls der König eine zu große Nachgiebigkeit den französischen Unverschämtheiten gegenüber zeigen würde — was, wie durch die Mitteilung der Emser Depesche erwiesen ist, nicht der Fall gewesen —, dem Könige ein „Landgraf, werde hart!" zurufen sollte.

Im Übrigen erklärte Bismarck am 20. Juni im Reichstage: „Alle Besprechungen, die der Graf Benedetti, mag er seine Eigenschaft als französischer Botschafter dabei geltend gemacht haben oder nicht, die er an einem Badeorte unter vier Augen mit Sr. Majestät, meinem Allergnädigsten Herrn, gehabt hat, sind, wie jedem Kenner internationaler Verhandlungen ohne Versicherung geläufig sein wird, Gespräche persönlicher und privater Natur, die für internationale Verhältnisse keine amtliche Bedeutung haben. Auch alle persönlichen Erklärungen, die man

von Sr. Majestät dem Könige dort im Wege anscheinend wohlwollender Privatkonversation zu erlangen versucht hat, und die vielleicht, wenn Se. Majestät nicht die eigene Festigkeit des Charakters auch auf die Haltung im Privatleben übertrügen, hätten erreicht werden können, würden doch niemals staatliche Akte gewesen sein, sondern persönliche Äußerungen, so lange sie der Monarch nicht in dieser Seiner staatsrechtlichen Eigenschaft anderweitig bekräftigt und dadurch seinen Willen bekundet hätte, sie zu Staatsakten zu machen."

Also Festigkeit des Charakters! Es scheint damit in einigem Widerspruch zu stehen, daß der Bundeskanzler die kommende Verwickelung vorausgesehen, und daß er für den Fall eines bedenklichen Schwankens des Königs dem Grafen Eulenburg das Pressionsmittel eines Kanzlerwechsels mit auf den Weg gegeben hätte. Dann würde auch der weitere Verlauf bewiesen haben, daß sich der Kanzler in der Besorgnis vor der Charakterschwäche des Königs Wilhelm I. einigermaßen getäuscht hätte. Denn in den Aufklärungen des Grafen Caprivi ist aktenmäßig aus einer eigenhändigen Niederschrift des Königs bewiesen, daß er aus eigenster Initiative am 13. Juli die Weisung gab, „an Werther zu chiffrieren, daß ich indigniert sei über die Gramont-

Olliviersche Zumutung und mir das Weitere vorbehalte."

Graf Eulenburg war noch am 12. abends nach Ems abgereist und dort um 11½ Uhr anderen Morgens eingetroffen. Der Bahnhof war von Kurgästen dicht belagert. Man hatte den Grafen Bismarck erwartet, für den schon im Panorama eine Wohnung bereit gehalten wurde. Graf Eulenburg wurde vom Geh. Rat Abeken empfangen und begab sich sofort zum Könige.

Wenige Stunden nach seiner Ankunft ging die vielbesprochene Depesche nach Berlin, deren Wortlaut erst November 1892 durch eine Parlamentsrede des Grafen Caprivi bekannt worden ist. Derselbe führte aus:

„Seine Majestät der König Wilhelm I. war in Ems begleitet von dem Wirkl. Geh. Leg.-Rat Abeken, und diese erste Depesche, die ich die Ehre haben werde vorzulesen, ist von dem Herrn Geh. Rat Abeken abgefaßt. Ich habe hier in den Akten ein Konzept von der Hand des Herrn Abeken und die Dechiffrierung, die daraufhin in Berlin vorgenommen worden ist. Die Depesche ist aufgegeben am 13. Juli 1870 3 Uhr 50 Minuten nachmittags in Ems und angekommen in Berlin 6 Uhr 9 Minuten nachmittags. Die Entzifferung lautet:

Seine Majestät der König schreibt mir:

„Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisieren, sofort zu telegraphieren, daß ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt etwas ernst zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht annehmen dürfe, noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte, und da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei, als ich, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement außer Spiele sei.“ (Es bezieht sich dies darauf, daß Benedetti dem König gesagt hat, er wisse aus Madrid über Paris, daß die Hohenzollern'sche Kandidatur zurückgezogen sei. Um die Zeit, als Benedetti das dem König sagte, hatte der König noch keine Nachricht darüber.)

Seine Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten bekommen. (Gemeint ist der alte Fürst von Hohenzollern.)

Da Seine Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe, mit Rücksicht auf die obige Zumutung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag

beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch einen Adjutanten sagen zu lassen, daß Seine Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe.

Seine Majestät stellt Eurer Excellenz (Graf Bismarck) anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unseren Gesandten, als in der Presse mitgeteilt werden sollte."

König Wilhelm läßt also dem Grafen den Sachverhalt darlegen und stellt ihm anheim, ob nicht zwei Dinge geschehen sollten, die Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung den Gesandten und der Presse mitzuteilen. Das ist geschehen.

Es findet sich ferner in den Akten eine Depesche, die Graf Bismarck einem Beamten diktiert hat. Sie lautet:

„Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der Kaiserlich französischen Regierung von der Königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Se. Majestät der

König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Se. Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen haben."

Also, nachdem der König Wilhelm dem Kanzler anheim gegeben hat, diese zwei Dinge mitzuteilen, führt der Graf Bismarck diesen Auftrag aus, und erläßt am 13. Juli 11 Uhr 15 Minuten abends die Depesche, die wenn man sie der andern gegenüber stellt, sich lediglich als eine Ausführung der königlichen Anheimgabe charakterisiert, an die Gesandten in Dresden, München, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und Hamburg. Noch in derselben Nacht aber, am 14. Juli früh 2 Uhr 13 Minuten, geht in demselben Wortlaut die Depesche an die Gesandten in London, Petersburg, Florenz, Brüssel, Haag, Wien, Bern und Konstantinopel. Es kann hier von einer Fälschung keine Rede sein; der Bundeskanzler führt aus, was der Monarch ihm aufgetragen hat, und führt das vollkommen korrekt aus."

Herr von Caprivi hatte sich zu dieser Enthüllung veranlaßt gesehen durch den Lärm, das ein Wort

Bismarcks, das er im Oktober jenes Jahres (1892) gegen einen Interviewer über die Emser Depesche gebraucht haben soll, in der Presse machte. Fürst Bismarck soll gesagt haben: „Es ist ja so leicht, ohne Fälschung, nur durch Weglassung und Striche den Sinn einer Rede vollkommen zu ändern. Ich habe mich selbst einmal in diesem Fache versucht, als Redakteur der Emser Depesche. . . . Der König schickte sie mir mit der Weisung, sie ganz oder nur teilweise zu veröffentlichen, und als ich sie nun durch Striche und Zusammenziehungen redigiert hatte, rief Moltke, der bei mir war, aus: „Vorhin war's eine Chamade, jetzt ist es eine Fanfare!"

Chamade ist im militärischen Sprachgebrauch ein Signal zur Ergebung, Fanfare ein Trompetentusch zum Einhauen der Reiterei. Die Socialdemokratie hatte schon seit einem Jahre, auf Grund einer Stelle in den in der „Deutschen Revue" mitgeteilten Briefen des verstorbenen Kriegsministers Roon, dem Fürsten Bismarck vorgeworfen, die vielberufene „Emser Depesche" vom 13. Juli 1870 „redigiert" und damit den Sinn des ursprünglichen Textes entstellt zu haben. Der Wortlaut der „redigierten" Depesche habe den Krieg herbeigeführt, ihr „Redakteur" sei daher schlimmer, als der Massenmörder Thomas.

Graf Caprivi hat gleich bei dem Bekanntgeben der Depesche den Unsinn solcher Verdächtigung aufgedeckt. Vergleicht man die echte Emser Depesche mit der veröffentlichten, so wird man zugeben, daß kaum von einer Nuancierung des Sinnes die Rede sein kann. Aber das Wort von der Chamade und der Fanfare war Wasser auf die Mühle der Socialdemokratie und aller Feinde Deutschlands.

Nach Bekanntwerden des Originaltextes der Emser Depesche erschien vielen der Unterschied zwischen der ursprünglichen und der redigierten Depesche kaum groß genug, um jenen Ausdruck zu rechtfertigen. Indessen hieß es von anderer Seite, die Worte des Grafen Moltke wollten nur sagen: „Bei Ankunft der Emser Depesche in Berlin hatte diese noch einen nüchternen, trockenen Ton einer Chamade, eines Parlamentär-Signals an den Feind, den trockenen Ton eines amtlichen Berichts über amtliche Verhandlungen; Bismarck erst hat ihr den Fanfarenton verliehen, den des keck-freudigen Trompeterstückes, „welches die Massen begeistert und fortreißt". Es gab Leute, welche den Unterschied zwischen den beiden Texten möglichst zu vertiefen suchten, um auf Kosten des Königs das Verdienst Bismarcks desto größer darzustellen, das Verdienst nämlich, das die Hamb. Nachr. mit den Worten

aussprachen: er habe Frankreich bis zur Kriegserklärung gereizt, damit die deutsche Einheit vollendet werde. Dazu sagte die Kreuzzeitung: „Ein Wort, wie jenes, daß der Fürst den Krieg mit Frankreich durch ein geschicktes Manöver gemacht habe, ist schon bedenklich — obgleich uns kein Fall in der Geschichte bekannt ist, wo nicht ein Teil dem andern einen gleichen Vorwurf gemacht hätte und wir sehr wohl wissen, daß ein Volk, das auf seine Ehre hält, unter Umständen auch einen Krieg wollen muß und dann seinen Diplomaten nur zu danken hat, wenn sie den Dingen die rechte Wendung geben. Aber gerade 1870 lag die Sache anders. Es ist über allen Zweifel erwiesen, daß Napoleon den Krieg gewollt und vorbereitet hat, und daß Deutschland schließlich in die Notlage kam, sich den Zeitpunkt zu sichern, an welchem der Ausbruch stattfinden sollte, wollte es nicht einer Koalition gegenüber stehen. Ganz Deutschland dankt es dem Fürsten Bismarck für alle Zeiten, daß er Mannes genug war, um das zu erkennen, und daß er „Courage" genug hatte, es auch zu wollen. Die Darstellung des Interviewers des Fürsten Bismarck hat aber die Legende bei unseren Nachbarn erstehen lassen, daß Deutschland sich seine Einheit durch einen Krieg errungen habe, der ein Falsum in sich schloß. Ein Falsum ist in

seiner Nacktheit das Wort von der Charade und Fanfare, für dasselbe ist weder chronologisch noch sachlich ein Raum vorhanden, oder aber, und das ist das Wahrscheinlichere, es ist in anderem Zusammenhange gefallen und geht auf einen Gedächtnisfehler des Erzählers oder auf einen Verständnisfehler der Herolde zurück, die es zu eifrig weiter verbreitet haben. Thatsache ist heute, daß jene Legende, die durch Blums Indiskretion entstand, bei unseren Nachbarn auf fruchtbaren Boden gefallen ist und dahin gewirkt hat, nicht nur die Aussichten auf die Fortdauer des Friedens zu erschüttern, sondern auch für den Fall eines Krieges unsere Lage wesentlich zu erschweren. Daß wir bei unseren Bundesgenossen in einem Teil der Bevölkerung Feinde haben, an den Tschechen in Österreich-Ungarn und an den Republikanern in Italien, weiß jedermann. Sie waren ungefährlich für den Fall eines Krieges, so lange die Welt an dem gerechteu Glauben festhielt, daß Deutschland mit dem äußersten Maß von Geduld jede kriegerische Verwickelung zu vermeiden bemüht war. Die Legende von Ems aber drückt ihnen eine Waffe in die Hand, die nur von dem Urheber der Legende zerstört werden kann."

In dem Herbste 1892 und dem Anfange des nächsten Jahres, wo sich wegen der Emser Depesche

ein heftiger Streit zwischen dem Bismarcklager, der Kreuzzeitung und anderen Blättern entspann, spielte sich ein eigentümlicher Vorgang ab. In dem bekannten Werke von Horst Kohl: „Fürst Bismarck, Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie u. s. w." findet sich unter dem 13. Juli 1870 folgendes verzeichnet: Billet an Frau von Arnim (Faksimile in Köppen. Der deutsche Reichskanzler Fürst Otto v. B. und die Stätten seines Wirkens. S. 145, 146.) „Gute Nachricht bis gestern abend 9 Uhr. Wenn Du mich haben willst, so komme ich um 5 Uhr zum Essen. Ich werde mich bei Roon, mit dem ich jetzt nach Gütergotz fahre, mit unserer gestern übersehenen vorgestrigen Abrede entschuldigen. Dein v. B." Mit Roon in Gütergotz. — Zu Tisch bei Frau v. Arnim.

Ferner unterhalb des Textes als Anmerkung: „Dies Billet trägt nur den Zeitvermerk Montag und müßte demnach Montag den 11. Juli geschrieben sein. Hier liegt offenbar ein Versehen des Schreibers vor. Graf Bismarck traf, von Varzin kommend, mit seiner Schwester, Frau von Arnim, Dienstag den 12. Juli nachmittags in Angermünde zusammen und reiste mit ihr, die im Begriff war, sich znm Gebrauch der Bäder nach Norderney zu begeben, nach Berlin. Hier verweilte Frau von Arnim einen

Tag, um erst die Entwickelung der Dinge abzuwarten; auf die „gute Nachricht“ von der Abdankung des Prinzen von Hohenzollern, welche die Kriegsgefahr zu beseitigen schien, reiste sie Donnerstag, den 14. Juli früh nach Bremen weiter; das Billet, welches nach einem Briefe der Frau v. Arnim an den Verfasser in diese Tage des Berliner Aufenthalts fällt, kann mithin nur Mittwoch den 13. Juli geschrieben sein.“

Hier wurde also vom Herausgeber die in dem Billet erwähnte „gute Nachricht“ ausdrücklich auf die Abdankung des Prinzen von Hohenzollern bezogen. Durch diese mit solchem Anspruch auf Zuverlässigkeit vorgetragenen Mitteilungen ließ sich ein anderer Bismarck-Verehrer verführen, in jenem Streite um die Emser Depesche in folgender Weise das Wort zu nehmen:

„Am 13. Juli 1870 morgens gegen 10 Uhr schrieb Graf Bismarck an seine an jenem Tage in Berlin weilende Schwester Frau v. Arnim folgendes Billet: „Gute Nachricht bis gestern Abend 9 Uhr. Wenn Du mich haben willst, so komme ich um 5 Uhr zum Essen. Ich werde mich bei Roon, mit dem ich jetzt nach Gütergotz fahre, mit unserer gestern übersehenen, vorgestrigen Abrede entschuldigen. Dein v. B.“

Die vier Zeilen vertraulichen Inhalts enthalten einen kleinen Band verbürgter Weltgeschichte. Ihre Echtheit ist bezeugt durch das Faksimile in Köppens Buch „Der deutsche Reichskanzler Fürst Otto v. Bismarck". Wir sagen: verbürgter Weltgeschichte, nämlich gegenüber den Legenden, mit denen der Aufenthalt Bismarcks in Berlin unmittelbar vor dem französischen Kriege in der jüngsten Zeit anläßlich einer Äußerung des entlassenen Staatsmannes über die Emser Depesche bis in die verflossenen Festtage hinein sich umgeben hat.

Bismarck hatte infolge bekannter Vorgänge Varzin am 12. Juli morgens verlassen, um über Berlin nach Ems zum Könige zu reisen. In Angermünde traf er nachmittags 2 Uhr mit seiner Schwester zusammen, die auf der Fahrt nach Norderney begriffen war, diese aber auf Rat ihres Bruders wegen des Kriegslärms in Berlin unterbrach, um weitere Nachrichten abzuwarten. Am nächsten Morgen 10 Uhr erhielt sie das oben mitgeteilte Billet, das unter den obwaltenden Umständen besagen wollte:

„Liebe Schwester, Du kannst ruhig nach Norderney gehen, ohne die Ankunft französischer Kriegsschiffe dort befürchten zu müssen, denn gute Nachricht bis gestern Abend neun Uhr. Der

Prinz von Hohenzollern hat verzichtet. Ich brauche nun nicht nach Ems zu gehen, für alle Fälle, die etwa noch eintreten könnten, ist Eulenburg diese Nacht dahin abgereist. Ich kehre Morgen früh nach Varzin zurück, um schleunigst die Karlsbader Kur wieder aufzunehmen, mache aber erst unter Mittag mit Roon noch einen Abstecher nach Gütergotz, um mir seinen neuen Schafstall anzusehen, bin gegen fünf Uhr wieder in Berlin und werde, wenn Du mich haben willst, mich bei Dir zum Mittagessen einstellen."

So geschah es. Bismarck fuhr, um die durch den Verzicht des Prinzen von Hohenzollern ihm geschenkte Muße auszufüllen, mit Roon nach Gütergotz, dinierte in Berlin um fünf Uhr bei seiner Schwester, bestätigte die eingelaufenen guten Nachrichten vom Abend zuvor, die also bis zu jenem Diner noch ungetrübt sein mußten, und Frau von Arnim ließ ihre kaum ausgekramten Sachen wieder packen, um über Bremen nach Norderney zu reisen. Da kam die Emser Depesche. Bismarck soll sie empfangen haben, als er im auswärtigen Amte Roon und Moltke bei sich zu Tische hatte! Legende! Er dinierte bei seiner Schwester und empfing hier die Depesche. Er mag hinterher mit Roon und Moltke konferiert haben.

Mit diesem einfachen, dokumentarisch beglaubigten Hergang vergleiche man die heutigen Berichte über die Dinge vom 12. und 13. Juli. Darnach empfängt Graf Bismarck, nach Berlin am 12. nachmittags zurückgekehrt, noch im Wagen unter dem Hausthor Depeschen aus Paris, Ems u. s. w., welche diejenige über den Verzicht des Prinzen von Hohenzollern längst überholen und bereits die neuesten unverschämten Ansprüche Gramonts melden. Finster blickend läßt er Roon und Eulenburg kommen und heißt den letzteren sofort nach Ems abreisen, um dem Könige zu erklären, daß, falls Se. Majestät nicht sofort nach Berlin zurückkehre und das Parlament berufe, er, Bismarck, auf der Stelle den Abschied fordern werde. Oho! „Gute Nachricht bis gestern Abend neun Uhr," schreibt er am nächsten Morgen an seine Schwester. Er fühlt sich durch den Verzicht des Prinzen von Hohenzollern so geschäftslos, daß er mit Roon eine Spritzfahrt nach dessen Gute macht und um fünf Uhr bei seiner Schwester speist, der er glückliche Reise nach Norderney wünscht. „Denn Krieg is nich," wie er sich berlinisch bei einer anderen Gelegenheit ausdrückte."

So die Darstellung des Schriftstellers, der seine Kombination auf die Angaben des Herrn Horst Kohl glaubte stützen zu dürfen, und der sich aller-

dings dadurch in dem Glauben an die Richtigkeit derselben bestärkt fühlen konnte, als ihnen die Art und Weise, wie Bismarck in der Unterredung mit Jules Favre den Verlauf der Vorgänge vom 12. und 13. Juli in Berlin darstellte, ganz und gar entsprach. Nun war leider alles, was Herr Horst Kohl in seinen Regesten unter dem 13. Juli 1870 aufgeführt hat, falsch. Herr von Bismarck hatte an Frau von Arnim an jenem Tage kein Billet geschrieben, er hatte nicht bei ihr diniert, er war auch nicht nach Gütergotz zu Roon gefahren — lauter unrichtige Angaben. Der Schriftsteller, der sich auf Horst Kohls Zuverlässigkeit verlassen hatte, war somit gründlich bloßgestellt. Herr Horst Kohl beeilte sich denn auch, sein Bedauern deswegen öffentlich auszudrücken und den Schriftsteller wegen seiner Irreführung höflichst um Entschuldigung zu bitten. Die Hamb. Nachr. brachten nämlich einen Artikel des Herrn Kohl unter der Überschrift „Moderne Geschichtsfälschung.“ In diesem Artikel war die Ausführung des betrogenen Schriftstellers abgedruckt und daran die folgende Bemerkung geknüpft:

„Der Verfasser des Aufsatzes kennt jenes Billet Bismarcks an seine Schwester Frau von Arnim offenbar nur aus meinen Bismarckregesten, wo Bd. I. S. 396 der Versuch gemacht worden ist, das

im Original undatierte, nur mit „Montag" ohne Tages- und Jahresangabe versehene Billet in die chronologische Ordnung zu bringen. Ich fand das Facsimile des Billets bei Köppen und fragte bei Frau von Arnim an, aus welcher Zeit dasselbe stammen könne. Frau von Arnim glaubte, daß es im Jahre 1870 geschrieben sei und zwar während ihres kurzen Aufenthalts in Berlin vom 12. bis 14. Juli 1870. Die nähere Untersuchung ergab, daß mit dieser Angabe die Datierung von „Montag" nicht zusammenstimmte. Denn Frau von Arnim und Graf Bismarck trafen erst Dienstag den 12. Juli in Berlin ein. Da aber nach Meinung der Frau von Arnim die „guten Nachrichten" sich auf die Abdankung des Prinzen von Hohenzollern beziehen sollten, so blieb nur die Annahme übrig, daß das Billet nicht am Montag, sondern am Mittwoch den 13. Juli geschrieben sei, und unter diesem Datum wurde es in die Regesten eingetragen. Dem Billet entnommen wurde die Angabe über einen Aufenthalt Bismarcks in Gütergotz auf Roons Besitzung. Auch so blieben noch ungelöste Schwierigkeiten. Das Billet spricht von einer vorgestrigen Abrede; dieselbe müßte demnach, den 13. Juli als Tag der Billetniederschrift angenommen, am 11. Juli erfolgt sein, an diesem Tage war aber Frau von Arnim noch

in Kröchlendorf, Graf Bismarck in Varzin. Die Lösung des Rätsels ist mir durch weitere Untersuchungen gelungen. Die bestimmte Erklärung des Fürsten Bismarck — den ich im Mai des Jahres 1892 über das Billet interpellierte —, daß es unmöglich aus dem Jahre 1870 stammen könne, die „guten Nachrichten" unmöglich auf die Abdankung des Prinzen von Hohenzollern sich beziehen könnten, da nach Lage der Dinge diese Abdankung keine gute Nachricht für den Leiter der deutschen Politik gewesen sei, veranlaßte mich zu weiteren Nachforschungen. Hier das Ergebnis derselben:

Das Billet stammt von Montag, den 6. Dezember 1869. An diesem Tage früh 8 Uhr, begab sich Graf Bismarck, wie jeder aus den Zeitungen vom 7. Dezember 1869 ersehen kann, mit Roon nach Gütergotz. Die „guten Nachrichten" des Billets beziehen sich auf das Befinden des Grafen Herbert von Bismarck, der wenige Tage vorher auf der Mensur in Bonn eine schwere Wunde erhalten hatte.

Und nun vergleiche man mit dieser einfachen Darlegung des thatsächlichen Verhältnisses die obige Darstellung des anonymen Geschichtsfälschers; das Bestreben, den Fürsten Bismarck zum Lügner zu stempeln, hat ihn geleitet, nicht der Wunsch, der

Wahrheit zum Siege zu verhelfen; sonst würde er nimmermehr einen solchen Weichselzopf von thörichten Behauptungen in gehässiger Form zusammengedreht haben.

Chemnitz, 7. Januar 1893.

Dr. Horst Kohl."

Man muß zugeben, daß in höflicherer und vornehmerer Weise Herr Horst Kohl für das Unheil, das die falschen Angaben seiner Regesten angerichtet hatten, nicht Abbitte thun konnte. Ein einigermaßen gewissenhafter Schriftsteller würde allerdings die Prüfung der Thatsachen vorher angestellt haben und nicht erst, nachdem sie gedruckt durch die Welt gegangen. Herrn Horst Kohl ist es nicht darauf angekommen, durch die unwahren Notizen, die er unter den 13. Juli 1870 gebracht hat, Bismarck als „Lügner" hinzustellen, indem er ihm zuschreibt, eine Nachricht als „gut" bezeichnet zu haben, die für ihn das Gegenteil war. Es ist Herrn Horst Kohl auch nicht darauf angekommen, durch seine leichtfertigen Zusammenstellungen einen „Weichselzopf von thörichten Behauptungen zu drehen" und so ein Muster von „Moderner Geschichtsfälschung" zu liefern. Er hat dafür, wie gesagt, in höflichster Weise Abbitte gethan, indem er einen anderen Bismarck-Verehrer, der den allerdings unverzeihlichen Fehler begangen

hatte, Herrn Horst Kohl für einen mindestens in den wichtigeren Dingen zuverlässigen Autor zu halten, rite beschuldigt, daß nur das Bestreben, den Fürsteu als Lügner zu stempeln, ihn geleitet habe, nicht der Wunsch, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen.

„Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr."



Bismarcks erste und letzte Begegnung mit Napoleon.

Herr v. Bismarck war von Frankfurt aus wiederholt in Paris und knüpfte dort an die Bestrebungen Napoleons an, welche auf die Bekämpfung der Machtstellung Österreichs in Italien und Deutschland und die nationale Konstituierung dieser beiden Staaten hinausliefen. Schon vor Ausübung seines Staatsstreiches hatte der Präsident der französischen Republik durch einen seiner Vertrauten, Persigny, mit Herrn v. Radowitz unterhandelt. König Friedrich Wilhelm IV. bäumte sich mit Unwillen gegen die Absichten des Parvenu auf.

Noch mit den frischen Lorbeeren des Krimkrieges bedeckt, machte Kaiser Napoleon im April 1855 dem englischen Herrscherpaare einen feierlichen Besuch auf der Insel Wight. Es war nichts Kleines für den Mann des 2. Dezember, drei Jahre nach dem Staatsstreich als Verbündeter und vertrauter Gast von der

Königin Victoria empfangen zu werden. Auch strahlte er vor Behagen.

Einmal nach Tisch erörterte er, in größter Gemütlichkeit und Behaglichkeit plaudernd, trinkend, rauchend dem Prinzen Albert, daß für Befestigung seiner Dynastie in Frankreich nur noch eines nötig, dieses aber auch unerläßlich sei; er müsse Belgien und das linke Rheinufer Frankreich wiederverschaffen.

Der Prinz rief aus: „Aber welche Erschütterungen, welche Kämpfe und Katastrophen! Der Widerstand unseres Parlaments, der Widerstand Preußens würde einen kolossalen Krieg herbeiführen!"

„Nicht im mindesten," antwortete Napoleon, „nicht ein Pistolenschuß wird deshalb abgefeuert werden. Ihrem Parlamente gebe ich einen guten Handelsvertrag, Preußen aber versteht sein Interesse und wird gern zwei Millionen Seelen abtreten, wenn es dafür zehn oder zwölf sich selbst in Deutschland nehmen darf." Der Prinz beeilte sich darauf, das Gespräch von dem gefährlichen Thema abzulenken.

Im Sommer desselben Jahres war Bismarck bei Napoleon. Es war die Zeit der ersten großen Weltausstellung. Paris war damals der Ort, wo die Diplomaten verschiedener Länder und Ländchen sich trafen, um bei Napoleon III. in die hohe staats-

männische Schule zu gehen. Fast zu derselben Zeit waren auch die Minister zweier deutschen Mittelstaaten, deren Namen damals viel genannt wurden, und mit denen die Bismarck'sche Politik später noch oft zu rechnen hatte, die Herren v. Beust und v. d. Pfordten, in Paris anwesend und ließen im Privatkabinett von St. Cloud bei den schwebenden Friedensverhandlungen mit Rußland ihre Stimme hören. Als Herr v. Beust das Kabinett des Kaisers verließ, soll dieser zu seinem Minister des Auswärtigen, Graf Walewski, gesagt haben: „C'est un génie profond et pénétrant." (Das ist ein tiefes und scharfsinniges Genie.) — Über Bismarck schwieg er. Es mochte das Thema von der Insel Wight bei dieser Gelegenheit in passender Form wieder angeschlagen sein. Gewiß bezogen sich schon auf jene erste Zusammenkunft die Worte Bismarcks aus dem Jahre 1870: „Die Bestrebungen des französischen Gouvernements, seine begehrlichen Absichten auf Belgien und die Rheinprovinzen mit preußischem Beistande durchzuführen, sind schon vor 1862, also schon vor meiner Übernahme des auswärtigen Amtes, an mich herangetreten. Ich kann es nicht als meine Aufgabe ansehen, solche Mitteilungen, die rein persönlicher Natur waren, in das Gebiet der internationalen Verhandlungen zu übertragen, und glaube, die inter-

essanten Beiträge, welche ich auf Grund von Priva t gesprächen und Privatbriefen zur Besprechung dieser Angelegenheit geben könnte, zurückhalten zu sollen."

Wir finden Bismarck im Frühjahr 1857 abermals in Paris, wo er wiederum eine eingehende politische Unterredung mit Napoleon hatte. Das Ergebnis waren verschiedene Berichte, die der erstere an seine Regierung in Berlin einsandte, und worin es z. B. hieß: „Wie aber auch die Parteinahme Preußens bei einer neuen Gestaltung der Allianzen in Europa ausfallen möge, nach jeder Richtung hin empfiehlt es sich, die gegenwärtigen Werbungen Frankreichs um unsere Freundschaft nicht abzuweisen, sondern umgekehrt dem Vorhandensein intimer Beziehungen zwischen beiden Regierungen einen für alle Kabinette erkennbaren Ausdruck zu geben. Als einen solchen bietet sich vorzugsweise ein Besuch des Kaisers Napoleon in Preußen dar."

Den Staatsmännern der neuen Ära war gleich ihren konservativen Vorgängern aus legitimistischen Gründen Kaiser Napoleon ein Usurpator und jede Fühlung mit ihm ein Gräuel.

Bismarck sah Napoleon wieder am 1. Juni 1862, an welchem Tage er von demselben als preußischer Botschafter in Paris empfangen wurde. Bald von da wieder abberufen, machte Bismarck, nachdem er

als Ministerpräsident den Landtag geschlossen, seinen Abschiedsbesuch bei Napoleon am 1. November desselben Jahres. Der Kaiser erinnerte Herrn v. Bismarck in der Abschiedsaudienz an — Fürst Polignac! An demselben Tage hatte der preußische Ministerpräsident den Besuch des exilierten ungarischen Grafen v. Seherr-Thoß. Dieser sprach sich über das Verhältnis Ungarns zu Österreich aus, worauf Bismarck erwiderte: „Ihre Voraussetzungen sind richtig; ich habe mir zum Ziel gesetzt, Olmütz zu rächen, dieses Österreich niederzuwerfen, das uns aufs unwürdigste behandelt und zu seinem Vasallen erniedrigen möchte. Ich will Preußen aufrichten, ihm die Stellung in Deutschland schaffen, die ihm als rein deutschem Staat gebührt. Ich verkenne nicht den Wert, den die Hilfe Ungarns für uns haben kann, und ich weiß, daß die Ungarn nicht Revolutionäre sind im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Übrigens hat schon der große Fritz mit unzufriedenen ungarischen Magnaten wegen eines Bündnisses unterhandelt. Wenn wir siegen, wird auch Ungarn frei werden, verlassen Sie sich darauf!" Auf die Frage, wie er sich die Neutralität Frankreichs werde sichern können, da dieses jedenfalls Gebietsabtretungen verlangen werde, antwortete Bismarck: „Darüber habe ich keine Sorge mehr. Ich habe heute zwei Stunden mit dem Kaiser konferiert

und die Zusage unbedingter Neutralität von ihm erhalten. Er sprach mir allerdings von einer kleinen Grenzberichtigung, wie er es nannte. Er wollte das Saarbrücker Kohlengebiet haben. Ich erklärte ihm aber rund heraus, daß wir nicht ein einziges Dorf hergeben: denn wenn ich es wollte, so würde mein König nie darein willigen, und darauf gab der Kaiser seine Zusage. Er hält uns eben für schwach und überschätzt die Österreicher; er warnte mich mehrere Male. Als er mich trotzdem guten Mutes sah, sagte er: „Thuen Sie, was Sie nicht lassen können."

Nach dem Friedensschluß mit Dänemark (1864) reiste Bismarck über Paris und Bordeaux nach seinem „geliebten Biarritz", wo er am 7. Oktober ankam. Der kurze Aufenthalt in Paris ließ ihm das dortige Leben wieder sehr angenehm erscheinen. „In Paris bekam ich stark Lust, dort wieder zu wohnen; es ist doch ein Sträflingsleben, was ich in Berlin führe, wenn ich an die unabhängige Zeit im Ausland denke." In Biarritz behagte es ihm so sehr, daß er am 9. Oktober schrieb: „Wenn wir freie Leute wären, so würde ich Dir vorschlagen, mit Kind und Kegel herzukommen und den ganzen Winter hier zu bleiben, wie es viele Engländer der Wohlfeilheit wegen thun, die im Winter hier herrscht." Gegen Ende Oktober reiste er über Paris, wo er

in St. Cloud eine Audienz bei Napoleon hatte und einem „Visitendiner" bei Drouyn de Lhuys beiwohnte, nach Berlin zurück.

Bald nachdem die Gasteiner Konvention zwischen Preußen und Österreich 1865 abgeschlossen, machte Graf Bismarck wieder einen Abstecher nach Biarritz, wo Napoleon weilte. In Paris war über die Konvention von Gastein großer Lärm ausgebrochen. Dem Kaiser war jede Befestigung der österreichisch-preußischen Allianz sehr widerwärtig, während Drouyn de Lhuys besonders die Nichtachtung der großen Fundamentalsätze der französischen Politik, der populären Selbstbestimmung und des Nationalitätsprinzips betonte. In einem Rundschreiben vom 29. August an die französischen Missionen verurteilte, der Minister die Konvention auf das schärfste und kennzeichnete sie als einen Akt der Willkür und Gewalt. In Berlin war man natürlich über dieses Benehmen in hohem Grade erstaunt, so daß Graf Bismarck den Entschluß faßte, Stärkung seiner Gesundheit in Biarritz zu suchen und dort mit eigenen Augen die Lage der Dinge zu erkunden. Goltz meldete auf Grund wiederholter Versicherungen des Kaisers, daß dieser das Rundschreiben lebhaft bedauere und sich damit entschuldigte, den Wortlaut nicht gekannt zu haben. König Wilhelm genehmigte die Reise Bismarcks

unter der Bedingung, daß zur Zeit keine Verpflichtungen gegen Frankreich übernommen würden, da zunächst die Wirkung der Konvention von Gastein auf die deutschen Verhältnisse abzuwarten sei. Bismarck reiste am 30. September ab und verweilte in Biarritz mit Napoleon zusammen bis zum 12. Oktober

Zwei Jahre später war Bismarck mit König Wilhelm in Paris. Dann sah er den Kaiser auf dem Schlachtfeld von Sedan wieder.

Jeder Berliner kennt das Bismarck-Diorama am Alexanderplatz und insbesondere das Bild, welches uns die Begegnung Bismarcks mit Napoleon am Morgen nach der Schlacht von Sedan vorführt. Der Maler (A. v. Werner) hat sich eine starke poetische Freiheit in demselben gestattet. Er läßt Bismarck eine Höhe hinaufreiten, auf der sich der französische Kaiser mit seiner Umgebung befindet, die aber ihrem Wagen entstiegen sind. In der Wirklichkeit aber ist der Kaiser in seinem Wagen sitzen geblieben und Bismarck zu Fuß an denselben herangetreten. Wir wollen diese „malerische Freiheit" nicht tadeln, weil durch diese Auffassung die Beziehungen der beiden Hauptfiguren des Gemäldes dem Beschauer klarer vor Augen geführt werden. Leicht hätte bei einer anderen Wiedergabe dieses historischen Augenblicks — beispielsweise wie etwa

Bismarck, die Hand am Wagenschlage, sich zu dem Kaiser wandte — der Unterschied zwischen dem Besiegten und dem Sieger sich weniger scharf ausprägen können, was doch bei einem solchen auch für die naive Auffassung des Laienpublikums und der oft recht ländlichen Besucher berechneten Bilde im Interesse einer richtigen Würdigung der epochemachenden Dinge unserer vaterländischen Entwickelung zu vermeiden sein dürfte.

Fürst Bismarck hat einmal das Diorama am Alexanderplatz besucht und dabei über sein dort ihm vom Maler gegebenes Aussehen sich folgendermaßen ausgesprochen:

„Ganz so böse habe ich aber doch wohl nicht bei der Begegnung ausgesehen, denn trotzdem mir damals vieles im Kopfe umherging, war ich doch innerlich recht froh gestimmt, daß wir endlich so weit waren. Überhaupt hielt ich mich für verpflichtet, mich gegen Napoleon äußerlich genau so verbindlich zu zeigen, wie seinerzeit in den Tuilerien."

Daß die Unterhaltung Bismarcks mit Napoleon bei jenem Zusammentreffen nach der Schlacht bei Sedan auch das Wetter betroffen habe, hat ersterer später einmal in Kissingen erzählt.

Es war am 6. August 1874, bald nach dem Attentate Kullmanns, daß bei einem Festmahle zur

Erinnerung an den Schlachttag Fürst Bismarck auf seine Begegnung mit Napoleon bei Sedan zu sprechen kam. Sie erhielt eine neue authentische Darstellung des denkwürdigen Vorganges. Der Fürst zog eine Parallele zwischen dieser Begegnung und dem letzten Male, wo er mit dem Kaiser in St. Cloud zusammengetroffen war — wie er, der Fürst, angesichts des diktatorischen Auftretens Napoleons schon damals über kurz oder lang eine Katastrophe befürchtet habe, und wie auch Napoleon damals einen Bruch in den Beziehungen vorausgesehen haben müsse, denn nach den üblichen Reden über die Reise sei in der Unterhaltung eine ziemliche Unterbrechung eingetreten, bis man die Sprache auf das wichtigste aller Gebiete — auf das Wetter, gebracht habe. Anders habe es an jenem Tage ausgesehen, als die Übergabe von Sedan angekündigt worden war! Auf der Landstraße allein dem geschlagenen Kaiser entgegenreitend, habe er mehrere daherkommende Bauern vergeblich nach einer eleganten Equipage mit hohen französischen Offizieren gefragt, bis er endlich von fern eine einfache Kalesche entlang fahren sah, unter deren Insassen er sehr bald Napoleon erkannte. Herangekommen, hatten der Kaiser und seine Begleiter die Käppis gelüftet. Er der Fürst, im Begriff, die Begrüßungen zu erwidern, sei mit seiner Hand bei dem aus der Brusttasche

hervorragenden Revolvergriff vorbeigestreift — in diesem Moment sei Napoleon kreideweiß geworden. Als derselbe dann gefragt habe, wo er absteigen könne, sei er, der Fürst, in Verlegenheit gewesen und habe nicht anders als zu dem kleinen Schlößchen raten können, an welchem er vor dem Zusammentreffen vorübergeritten sei. Nach dieser Richtung habe Napoleon dem Kutscher befohlen zu fahren — nach wenigen Minuten sei er jedoch, wahrscheinlich Insulte seitens seiner Landsleute befürchtend, davon abgekommen und habe den Wunsch geäußert, bei einem seitwärts gelegenen kleinen Häuschen Halt zu machen. Dahin sei er, der Fürst, vorausgeritten, habe sein Pferd angebunden und das Zimmer der Bewohner, eines Webers und seiner Frau, welche am Webstuhle gesessen, betreten, um Aufenthaltsbewilligung für sich und die ankommenden Offiziere ersuchend. Mittlerweile sei auch schon Napoleon ins Zimmer getreten, habe einen Stuhl ins Freie hinausgetragen und die anderen herauszubringen gebeten. Der Weber erkannte Napoleon sogleich. Hier also sei er, der Fürst, seit seiner letzten Verabschiedung zum ersten Male wieder mit Napoleon zusammengetroffen. Die erste Frage, welche er an denselben gerichtet, ob man nunmehr Frieden schließen könne, habe Napoleon mit einer Hinweisung auf die Regierung in Paris beant-

wortet. Dann sei, während eine Ordonnanz in das Hauptquartier abgegangen war, in der Unterhaltung zwischen ihnen wieder eine peinliche Pause eingetreten. bis endlich die Sprache wieder auf das Wetter gekommen sei. Das Weitere ist zur Genüge bekannt. Der eine Umstand verdient noch Beachtung: Napoleon hat bei dieser letzteren Begegnung nicht, wie vielfach bildlich dargestellt, dem Könige seinen Degen überreicht, derselbe ist vielmehr schon vorher dem „Könige" überbracht worden, welcher ihn aus Höflichkeitsrücksichten wieder an Napoleon zurücksandte.

Auch der General Sheridan, welcher dem Großen Hauptquartier des Königs Wilhelm gefolgt war, bringt einen Beitrag zur Geschichte der Zusammenkunft Bismarcks mit Napoleon. Er schreibt in seinen Denkwürdigkeiten:

„Nicht ganz eine Viertelstunde von Donchery entfernt (General Sheridan war dem Wagen Napoleons in respektvoller Entfernung gefolgt) standen drei oder vier Landhäuschen (Cottages), und an dem ersten derselben machte der Landauer Halt, um Graf Bismarck, mit welchem die diplomatischen Abmachungen vereinbart werden sollten, zu erwarten. Einige Minuten verstrichen, ehe er kam; Napoleon blieb in seinem Wagen sitzen, rauchte ruhig weiter und begegnete mit unveränderter Miene einer Gruppe

deutscher Soldaten, welche ihn anstarrten und ihren gefallenen Feind mit neugierigem und durchdringendem Interesse betrachteten. Von weitem hörte man das Anschlagen von Pferdehufen, und bald darauf sah ich Graf Bismarck allein die Landstraße herunterkommen.

„Bei dem Wagen angelangt, stieg er vom Pferde und näherte sich dem Kaiser, den er in schneller, etwas brüsker Weise begrüßte. Nach kurzer Unterhaltung ging die Gesellschaft ungefähr hundert Schritte weiter und blieb gerade gegenüber dem Weberhäuschen, welches seit jenem Tage so berühmt wurde, stehen ... Der Kaiser verließ den Wagen und ging mit Bismarck allein in das Innere des Häuschens. Nach einer Viertelstunde kamen sie wieder heraus und setzten sich in den Garten, nachdem der Weber zwei Stühle gebracht hatte. Hier vertieften sie sich bald in eine angeregte Unterhaltung, wenigstens schien es so nach der ersichtlich lebhaften Gestikulation. Das Gespräch dauerte eine volle Stunde. Bismarck schien die größeren Kosten der Unterhaltung zu tragen, aber schließlich stand er auf, begrüßte den Kaiser und schritt den schmalen Weg entlang seinem Pferde zu.

„Als er mich in der Nähe des Thores stehen sah, unterhielt er sich einen Augenblick mit mir und

fragte mich, ob ich gesehen, wie Napoleon bei ihrer ersten Begegnung zurückgebebt sei, worauf ich bejahend antwortete. „Wohl", sagte der Kanzler, „es muß dann mehr eine Folge meiner Manieren als meiner Worte gewesen sein, denn ich sagte ihm: „Ich begrüße Euere Majestät gerade so, wie ich meinen König begrüßen würde'." Nach einigen liebenswürdigen Äußerungen sagte der Kanzler, daß es jetzt hier nichts mehr zu sehen gebe, und daß wir besser nach Schloß Bellevue aufbrechen sollten, wo die formelle Übergabe stattfinden würde."

Die Aufzeichnungen Sheridans kommen in folgender Weise zum Schlusse:

„Nach der Übergabe von Sedan versammelte Kronprinz Friedrich Wilhelm eine große Anzahl Offiziere und Mannschaften aller Waffengattungen auf dem Schloßhofe, um dieselben persönlich mit dem Orden des Eisernen Kreuzes auszuzeichnen; in der Zwischenzeit fuhr König Wilhelm, den Kaiser Napoleon im Schlosse zurücklassend, wo er über die Unbeständigkeit des Glückes nachdenken konnte, zu seinen siegreichen Truppen, welche den Heldengreis mit die Lüfte erschütternden Hoch- und Hurrahrufen empfingen, unbeschreibliche Scenen, deren Wiederhall in den Gemächern des Schlosses Bellevue die Qualen des gefangenen Kaisers in hohem Grade vermehrt haben muß."

Der Mann des zweiten Dezembers und zweiten Septembers huldigte noch immer der schon zu Anfang seiner Regierung veraltet gewesenen gesellschaftlichen Sitte der Souvenir-Album- oder Stammbuch-Verewigungen, und auch unser heimgegangener Kaiser Friedrich, als er Ende des Jahres 1856 sich in Begleitung des Herrn v. Moltke am Hofe Napoleons befand, entging nicht der Aufforderung, irgend ein Impromtu dem Stammbuch des Herrschers der Franzosen einzuverleiben. Gar illustre Persönlichkeiten, darunter ein großer Teil europäischer Potentaten, hatten hier anscheinend flüchtig, aber doch meist wohlerwogen, einen „Gedankensplitter“ hingeworfen. Es waren alle Sprachen vertreten. Das ziemlich voluminöse, kostbar ausgestattete Album befindet sich heute noch im Besitze der verwitweten Kaiserin.

Besagtes interessantes Stammbuch holte Napoleon eines Tages, nicht lange vor dem Kriege von 1870, plötzlich hervor und interpretierte dasselbe der eben von Bougival nach den Tuilerien zu Besuch gekommenen Freundin der Kaiserin, der Fürstin Pauline v. Metternich, Gattin des damaligen österreichischen Botschafters.

„Sie fehlen noch immer, Fürstin,“ sagte Napoleon und überreichte der letzteren eine bereits eingetauchte Feder. „So, bitte, aber denken Sie nicht erst viel nach, schreiben Sie, was Ihnen gerade einfällt.“

„Sehr schmeichelhaft, Sire," erwiderte die Fürstin, und sie ergriff die ihr hingehaltene Feder und schrieb folgende Worte in das Album:

„Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag."

„Ein deutscher Vers," sprach etwas überrascht Napoleon, ebenfalls in deutscher Sprache. Dann wiederholte er mehrere Male: „Dernier bonheur, dernier jour." Nach jener Eintragung ist in das kaiserliche Album keine mehr aufgenommen. Am 2. September 1872 hörte man Napoleon wiederum und zu wiederholten Malen in Pausen, ohne Zusammenhang mit dem mit seinem Adjutanten, Grafen von Genile, geführten Gespräche, vor sich hin sprechen: „Dernier bonheur, dernier jour".



Ein aufgefangener Brief Bismarcks.

Am Tage nach der Übergabe von Sedan widerfuhr dem Hauptquartier des Königs Wilhelm ein ganz eigentümliches Mißgeschick. Der Briefwagen, der am 3. September 1870 von Vendresse abfuhr, hatte den gesamten Briefvorrat der beiden letzten Tage zur Beförderung an die nächste Bahnstation innerhalb der deutschen Linien aufgenommen, und der Postillon, dem der einzuschlagende Weg genau vorgeschrieben worden war, verirrte sich, was begreiflich und verzeihlich war, weil die französischen Vicinalwege allesamt gleichartig gebaut sind und keinerlei äußere Erkennungszeichen tragen. Die Wegweiser waren zerstört worden, und so geschah es, daß der Rosselenker, anstatt den dritten Querweg links einzufahren, geradeaus fuhr und direkt in die französische Vorpostenkette von Verdun hineingeriet. Man hielt den Wagen erst an, als er sich dicht vor der Festung befand. Der Kommandant von Verdun

ließ den Wagen öffnen und die einzelnen Pakete auseinandernehmen. Da fand sich neben der amtlichen Korrespondenz eine übergroße Zahl von Feldpostbriefen vor, und der Kommandant erfuhr aus den beschlagnahmten Schriftstücken, was alles bei Sedan sich zugetragen hatte. Er las einen Brief des Königs Wilhelm an die Königin Augusta, ein Schreiben des Bundeskanzlers, Grafen von Bismarck, an seine Gemahlin, einen vorläufigen Bericht des Großen Generalstabes über den Verlauf der Schlacht und die ausführliche Mitteilung über die Gefangennahme der Mac Mahon'schen Armee, sowie über die Sendung des Generals Reille von Sedan an das deutsche Hauptquartier. Alle übrigen Feldpostbriefe brachten kurze Mitteilungen an die Väter, Mütter und Geschwister über das Befinden der Absender, und der Kommandant von Verdun gewann sofort ein treues Bild von allem, was um Sedan geschehen war, denn in Zuschriften an illustrierte Zeitungen lagen Bleistiftskizzen über alle möglichen Einzelheiten. Der Feldtelegraph der Briefabnahmestelle von Beaumont meldete am 4. September nach Vendresse, der erwartete Briefwagen wäre nicht angekommen, dem Postillon müßte ein Unglück zugestoßen ein. Allein am 6. September fand sich der Postillon ein und meldete, was ihm widerfahren war. Er

konnte auch die Briefschaften abliefern, denn die Franzosen hatten von dem Inhalt nur Kenntnis genommen und alles sorglich verpackt in dem Briefwagen zur Weiterbeförderung eingeladen. Der ganze Schaden bestand in zweitägiger Verzögerung, und weder Staatsgeheimnisse waren verraten worden, noch Gelder verloren gegangen, denn die Gesamtsendung bestand aus einfachen Briefen. Nur ein interessantes Schreiben hatten die Franzosen doch zurückbehalten, nämlich das des Grafen Bismarck an seine Gemahlin, nicht in böser Absicht, sondern lediglich als Autographensammler. Das Schreiben lautete:

„Vendresse, 3. September.

Mein liebes Herz!

Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehrte heute zurück und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan erlebt, in der wir gegen 30000 Gefangene machten und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar-le-Duc nachjagten, in die Festung warfen, wo er sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußte. Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke und den französischen Generalen über die abzuschließende Kapitulation verhandelt hatte, weckte

mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünsche. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit 3 Adjutanten und 3 zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehen; ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß Se. Majestät 3 Meilen davon, an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf Napoleons Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich der Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Ort an der Maas, dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr, von seinen 6 Franzosen, von mir und von Karl, der uns inzwischen nachgeritten war, begleitet, durch den einsamen Morgen nach unserer Seite zu. Vor dem Orte wurde es ihm leid wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehen durch Karl. Der meldete, es sei ärmlich und unrein. „N'importe," meinte Napoleon, und ich stieg mit ihm eine gebrechliche Stiege hinauf. In einer Kammer von

10 Fuß Gevierte, mit einem festen Tisch und zwei Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde; die anderen waren unten. Ein gewaltiger Kontrast mit unserem letzten Beisammensein 1867 in den Tuilerien! Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten. Ich hatte durch Karl Offiziere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen, zu kommen. Wir schickten dann einen der ersteren auf Rekognoscierung und entdeckten eine halbe Meile davon in Fresnois ein kleines Schloß im Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Eskorte vom Leib-Kürassier-Regiment, und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral Wimpffen die Kapitulation, vermöge deren 40—60 000 Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem, was sie haben, unsere Gefangenen wurden. Der vor- und gestrige Tag kosten Frankreich 100 000 Mann und einen Kaiser. Heute früh ging letzterer mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöhe bei Kassel ab.

Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott den Herrn in Demut danken wollen, und der den Krieg entscheidet,

wenn wir auch letzteren gegen das kaiserlose Frankreich fortführen müssen.

Ich muß schließen. Mit herzlicher Freude ersah ich heute aus Deinem und Mariens Briefen Herberts Eintreffen bei Euch. Bill sprach ich gestern, wie schon telegraphiert, und umarmte ihn angesichts Sr. Majestät vom Pferde herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt. Hans und Fritz Karl sah ich, beide Bülow bei den 2. Garde-Dragonern wohl und munter.

Leb wohl, mein Herz, grüße die Kinder.

Dein v. B."

Dieser Brief wurde 1872 vom „Figaro" veröffentlicht. Das französische Blatt sagte darüber:

„Beim ersten Lesen fühlt man sich gewissermaßen gepackt, und dieser Eindruck entspringt aus den Thatsachen selbst. Keine Berechnung bei dem Erzählen, keine Vorbereitung behufs einer beabsichtigten Wirkung; die Thatsachen und die Gedanken folgen einander fast zufällig und ungesucht.

„Kaum unterscheidet man hier und da unter der äußerlichen Ruhe die Spur einer tiefen, aber fast mit Ängstlichkeit unterdrückten Freude. Man möchte sagen, diese Freude hat Angst vor sich selbst und fürchtet, im Überwallen vom Umschwung des Schick-

fals getroffen zu werden. Wie einer, welcher die Hand vor die Augen legt, um sie vor einem blendenden Lichte zu schützen, so beruft der preußische Kanzler sich auf Gott und umschleiert seinen Geist mit diesem Gedanken, um sich vor dem blendenden Strahle des Triumphes zu schützen.

„Sei es aufrichtiger Glaube oder Heuchelei — der Sieger demütigt und erniedrigt sich vor der unbekannten Macht, die sich soeben für ihn erklärt hat.

„Er schreibt den Ruhm des Erfolges weder sich selbst noch anderen zu. Ebenso frei von Marktschreierei wie von hinreißender Begeisterung zeigt er weder Enthusiasmus noch Geringschätzung; weder ein lobendes Wort für die Seinen, noch ein Wort des Spottes für den Feind kommt ihm in die Feder. Alles hat Gott gethan; die Hand des Herrn hat alles zerschmettert, was am Boden liegt.

„Dieselbe Zurückhaltung hinsichtlich der Konsequenzen des Sieges! Der erste Gedanke des Staatsmannes ist, daß der Krieg zu Ende sei; die Möglichkeit seiner Verlängerung wird nur bedingungsweise und in zweiter Linie in Betracht genommen.

„Übrigens schließt die besonnene Zurückhaltung des Gesamttones weder Knappheit, noch selbst das Malerische aus. Das Dörflein Donchery, ein Bauernhaus, eine gebrechliche Stiege, ein Tisch von Tannen-

holz, zwei Stühle; — auf ihnen der Kaiser Napoleon III., besiegt, entthront, und Graf Bismarck, der Urheber unseres Ruins, zurückhaltend, fast verlegen und ehrerbietig höflich, wie in den Tuilerien. Welch' ein Geschichtsbild in sechs Zeilen!

„Neben diesen Schwindel erregenden Gegensätzen die Gefühle für die Familie, für Frau v. Bismarck, das „liebe Herz", und Marie, Herbert und Bill, und Hans und Fritz! Über jeden ein freundliches Wort; an jeden wird gedacht; und zum Schluß kommt der Gruß an die Kinder. Ein Schlachtenbericht im Rahmen einer Idylle!

„Dieser schlichte Brief des Grafen Otto v. Bismarck ist das Bild eines Charakters und dieser Charakter das Abbild eines Volksstammes. Zum Vergleiche, der nur angedeutet zu werden braucht, stelle man sich den Brief vor, den ein Franzose in gleicher Lage geschrieben haben würde, wenn die Vorsehung uns ähnliche Siege verliehen hätte, statt uns so grausam heimzusuchen."

Fürst Bismarck hielt den weiteren politischen Kommentar des „Figaro" zu dem aufgefangenen Brief für wichtig genug, um ihn nicht ohne eine Zurechtweisung zu lassen. Der offiziöse Journalist entledigte sich der Aufgabe, die ihm in dieser Beziehung wurde, in der folgenden Weise: „Wenn der

Pariser „Figaro“ meint, der aufgefangene Brief des Fürsten Bismarck sei „von unermeßlicher Wichtigkeit“, so ist das eine Übertreibung, welche albern sein würde, wenn sie nicht berechnet wäre. Dem bonapartistischen Blatte lag nur daran, gegen die Männer des 4. September ein neues Wurfgeschoß zu konstruieren, und ein solches glaubte es in diesen Privatzeilen des deutschen Kanzlers, wenn dieselben nur mit allen Künsten der Marktschreierei dem Publikum vorgeführt würden, gefunden zu haben. Der ganze Brief nicht allein in der Ursprache, sondern sogar mit den Schriftzügen des Verfassers als Faksimile auf der ersten Seite eines Pariser Journals abgedruckt, in roten Lettern zu allem Überflusse — die Ankündigung, daß das Original täglich von 9 bis 1 Uhr im Allerheiligsten des Redaktionsbureaus wie ein Meerwunder gezeigt werde — dies allein mußte den Kannegießern ungemein imponieren, und Herr Villemessant brauchte nur noch einige Male die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen, einige Male auszurufen, die Importance des Fundes sei immense, um für drei Tage eine ebenso immense Sensation zum Nachteil der verhaßten Firma Trochu, Favre und Gambetta zu stande zu bringen. Hätte das Pariser Publikum den Brief in gewöhnlichen Typen abgedruckt zu Gesicht bekommen, es würde schwerlich

auch nur im ersten Augenblicke den Beweisführungen des Figaro gefolgt sein, daß aus diesen hausväterlichen Zeilen des Reichskanzlers ein ganz neues, blendendes Licht auf die Zeitgeschichte falle, und daß aus ihnen unwiderleglich hervorgehe, wie Frankreich einen glimpflichen Frieden hätte abschließen können, wenn nicht die Republikaner sich der Gewalt bemächtigt hätten.

Daß der Brief interessant ist, wird niemand leugnen. Es ist gewiß höchst anziehend, durch einen Zufall zu einer Kunde zu gelangen, durch welche wir in den Stand gesetzt werden, uns ein Bild von den intimsten Seelenstimmungen eines großen Menschen in einem ungeheueren Augenblicke zu machen. Wir können es nicht bedauern, daß der Brief einer französischen Streifpartei in die Hände fiel, so verdrießlich es auch für den Absender und namentlich für dessen Gemahlin seiner Zeit gewesen sein muß. Aber von politischen und historischen Aufschlüssen finden wir sehr wenig in dem Schriftstücke, und am allerwenigsten dasjenige, was der „Figaro" hineindeutet. Der Sieg von Sedan ist ein „weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letzteren gegen das kaiserlose Frankreich noch fortsetzen müssen". Dies ist die einzige Äußerung, welche über die Erzählung des Geschehenen hinausgeht. Sie beweist

nur, daß der Reichskanzler am 3. September 1870 die Situation vollkommen richtig beurteilte und nicht einen Augenblick die Meinung teilte, daß mit dem Verschwinden Napoleons der Kampf gegenstandslos geworden sei. Der Krieg erschien ihm militärisch entschieden, aber er glaubte keineswegs, daß die französische Regierung nach dem Unglücksschlage von Sedan den Frieden anbieten werde. Von der Revolution in Paris, von der Flucht der Kaiserin, von der Konstituierung der republikanischen Regierung wußte er, als er seiner Gemahlin jene Worte schrieb, noch nichts; er nahm es als selbstverständlich an, daß die kaiserliche Regierung, auch ohne den Kaiser, den Krieg noch fortsetzen werde; mit keiner Silbe verrät er eine Hoffnung auf baldigen Frieden, obwohl es sehr nahe gelegen hätte, eine solche Hoffnung, wenn er sie fühlte, gerade in einem solchen Briefe nicht zu verschweigen. Er schrieb an eine Frau, welche daheim in stündlicher qualvoller Sorge um das Leben des Gatten und der Söhne lebte; er wußte, daß das Wort „Friede" Balsam für ihr Herz sein werde, aber das Wort kam ihm nicht in die Feder. Er wird sich gesagt haben, daß die dynastische Politik der Kaiserin nicht gestatten werde, schon jetzt den Frieden abzuschließen, welchen er zu diktieren gesonnen war, daß die französische Selbstverblendung

auch durch Sedan noch nicht hinreichend geheilt sei, um von einem militärisch bereits entschiedenen Kampfe abzulassen.

Bekanntlich hat Fürst Bismarck wenige Tage nach Sedan, noch ehe die deutschen Armeen Paris umschlossen hatten, in einem offiziellen Aktenstücke mit der ihm eigenen Offenherzigkeit die Basen des Friedens, welchen er abzuschließen bereit sei, bezeichnet, und diese Grundzüge sind im wesentlichen die nämlichen, welche sechs Monate später von Frankreich adoptiert werden mußten. Es ist also ganz willkürlich, wenn die Bonapartisten behaupten, erst die Kriegsereignisse nach Sedan hätten zur Abreißung von Elsaß und Lothringen und den anderen harten Friedensbedingungen geführt. Höchstens kann man zugeben, daß, wenn unmittelbar nach Sedan unterhandelt worden wäre, die Kriegsentschädigung bedeutend niedriger ausgefallen sein würde. Auch hätte immerhin die neue Grenze eine für die Franzosen angenehmere Bestimmung erhalten. Aber an den eigentlichen Haupt- und Grundbedingungen hätte die Kaiserin Eugenie schwerlich viel geändert. Diese ergaben sich nicht aus der längeren oder kürzeren Dauer des Feldzuges, sondern aus der Notwendigkeit, die Grenzen Deutschlands gegen ruchlose Angriffe,

wie der von 1870, besser zu schützen. In dem Punkte war die Situation am 3. September 1870 bereits die nämliche, wie am 3. März 1871. Den Republikanern kann man vorwerfen, daß sie durch die Verlängerung des Kampfes dessen Opfer nutzlos vermehrt, die Erschöpfung des Landes verschlimmert, die Kriegs-Entschädigungssumme verdoppelt oder verdreifacht haben, man kann ihnen thörichte Maßregeln, Ungeschick, Unredlichkeit zur Last legen; aber an dem Verluste Elsaß-Lothringens sind sie unschuldig. Unschuldig, meinen wir als Partei, als Republikaner; als Franzosen teilen sie die allgemeine Schuld der Nation.

Und dies führt uns auf den radikalen Unterschied, welcher zwischen der staatsmännischen Auffassung des großen Kampfes und derjenigen der französischen Politiker besteht. Der Reichskanzler sieht immer nur Frankreich vor sich, eine große, unabänderlich gegebene, höchst gefährliche Naturmacht; die französischen Politiker bilden sich ein, es sei von entscheidender Wichtigkeit, ob dies Frankreich eine rote, blaue oder weiße Kokarde trage. Der nämliche Irrtum bricht bei jeder Gelegenheit hervor. Die Katastrophe von Sedan wird zur Parteischuld der Bonapartisten, der Frankfurter Friede zur Parteischuld der Republikaner, die Milliardenanleihe ein

Triumph der Republik, und in diesem Augenblicke wieder behaupten die Monarchisten, die bevorstehende Zusammenkunft der drei Kaiser in Berlin würde nicht verabredet worden sein, wenn Frankreich einen König hätte. Fürst Bismarck, dessen Hand wir in der merkwürdigen Annäherung der drei großen europäischen Höfe unschwer erkennen, hat sicherlich nicht daran gedacht, daß die persönliche Gefährlichkeit des Herrn Thiers oder des eventuellen Herrn Gambetta diese imposante Kundgebung europäischen Friedensbedürfnisses erheische, daß Heinrich von Bourbon oder ein Orleans oder ein Napoleon besser als die vereinte Macht des Weltteils die wilden Leidenschaften der großen Nation zügeln würde, sondern er wird einfach an diese wilden Leidenschaften und an den Spruch gedacht haben: „Haltet euer Pulver trocken!"



Bismarck in Versailles.

Die Rue de Provence, wo Graf Bismarck in Versailles sich niederließ, ist eine ruhige, halbländliche Querstraße, welche die lebhafteren Avenues der Stadt verbindet, eine Villenstraße von vorstädtischem Charakter. Ein großer hübscher Garten des Hauses Nr. 12, wo der Kanzler sich bei Madame Jessé einquartierte, konnte ihm einigermaßen sein pommersches Tuskulum ersetzen, entzog ihn dem mit der militärischen Okkupation der Stadt verbundenen Waffengetöse und Wagengerassel und erfrischte durch sein Grün und sein Aroma die Nerven des hier mehr als je zu unausgesetzter und gespanntester Thätigkeit verurteilten Staatsmannes. Das kleine Haus wurde ein Brennpunkt der Diplomatie. Hier empfing Bismarck die Friedensunterhändler Thiers und Favre, die nordamerikanischen Vermittler, Generale Burnside und Sheridan, u. a.; den Gesandten Bazaines, General Boyer, aus Metz. Von hier wechselte er

seine Depeschen mit den sogenannten Neutralen, welche ihm während des ganzen Krieges das Leben heißer machten, als die Franzosen, Lord Granville und Graf Beust an der Spitze. Hier empfing er auch hohe geistliche Würdenträger, den Erzbischof Ledochowski aus Posen, der für den Gefangenen im Vatikan sein Wort einlegte, den päpstlichen Nuntius Chigi aus Paris u. a. Dorthin begaben sich Delbrück und die süddeutschen Minister, um das Werk der Einigung Deutschlands, das die Waffen schon geschaffen, zu einer festeren Verknüpfung des deutschen Nordens mit dem Süden, zu einer Erweiterung des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Reiche auszugestalten. Minister Jolly brachte hier dem preußischen Staatsmann jene goldene Feder von einem Pforzheimer Fabrikanten mit, die Bismarck mit den Worten annahm: „Ich finde mich in einiger Verlegenheit, wie ich meinen Dank dafür aussprechen soll; in einer Zeit, wo das Schwert der deutschen Nation so ruhmreiche Thatsachen vollbracht hat, thut man der Feder beinahe zu viel Ehre an, indem man dieselbe so kostbar ausstattet. Ich kann nur hoffen, daß der Gebrauch, zu welchem diese Feder im Dienste des Vaterlandes bestimmt ist, dem letzteren zu dauerndem Gedeihen in einem glücklichen Frieden gereichen möge; und ich darf unter Gottes Beistand

versprechen, daß sie in meiner Hand nichts unterzeichnen soll, was deutscher Gesinnung und des deutschen Schwertes nicht würdig wäre.“

Es ging sehr gastfreundlich her in der Rue de Provence bei Bismarck. Das bunte Gemisch von Personen, das dort täglich wechselte, ist ja auch von einem gewissenhaften Chronisten sehr anschaulich geschildert worden. Nicht bloß, wer irgend welche persönliche oder amtliche Beziehungen zum Bundeskanzler hatte, sondern auch, wer überhaupt Berührungs- und Anknüpfungspunkte aufzufinden wußte, passierte nicht Versailles oder besuchte nicht den Kriegsschauplatz, ohne in der Villa der Madame Jessé sich zu schaffen zu machen. Es drängten sich auch Personen ans Auswärtige Amt in Feindesland, die nicht alle dasselbe Willkommen fanden. Bismarck wurde durch häufige Besuche einer gewissen Klasse von Kannegießern belästigt, welche allerhand Pläne und Vorschläge vorzulegen hatten, z. B. Elsaß und Lothringen mit der Schweiz und Belgien zu einem Rheinbunde zu verbinden, es zu neutralisieren, das Königreich Belgien den Franzosen als Ersatz anzubieten, Luxemburg an Deutschland zu geben, den Kaiser wieder einzusetzen und gegen die Roten Krieg zu führen, die Orleans wieder auf den Thron zu bringen — und viele andere Pläne, die noch unvernünftiger waren.

Aber es war gefährlich, sich auf diese Dilettanten-Diplomatie einzulassen. Der große Kanzler spielte ihr auch zuweilen einen Schabernack. So war ein sehr liebenswürdiger Herr, welcher beim Kronprinzen speiste, so glücklich, neben Graf Bismarck zu sitzen zu kommen. Auch er war Diplomat, und zwar Gesandter einer großen Republik an einem europäischen Hofe, und auch er hatte einen Plan, der jedermann zufriedenstellen, die Ehre Frankreichs wahren und Deutschland gegen zukünftige Angriffe sicher stellen sollte. Der Diplomat versuchte es beim Grafen Bismarck mit seinem Plan. Seine Freundschaft für Deutschland hatte er durch ein sehr schmeichelhaftes, aber darum doch nicht übertriebenes Gemälde bewiesen, welches er von der Haltung einer der deutschen Armeen — er hatte sich mehrere Tage lang bei derselben aufgehalten — entwarf. Er war aus Paris gekommen, um zu sehen, womit die Deutschen sich zufrieden geben würden, und er war genau darüber unterrichtet, was die Franzosen konzedieren würden. Nichts konnte angenehmer und lebhafter sein — so sagte man mir — als das diplomatische Geplauder, an welchem der große Kanzler Antheil nahm. Als aber Tags darauf ein Freund dem Friedensmacher einen Besuch abstatten wollte, da fand er einen Wagen vor der Thür und sah mehrere Leute Reise-

taschen u. s. w. die Treppe hinuntertragen. Der Tischgast von gestern stand im Begriffe, nach St. Cyr und von dort irgend wohin zu reisen, denn es war ihm unter der Hand die Mitteilung geworden, daß seine Anwesenheit in Versailles nicht gewünscht werde . . .

Montag den 5. Dezember 1870 wurde wie allabendlich um elf Uhr zu Versailles, Rue de Provence, Thee getrunken. Wie er es meist zu thun pflegte, kam der Kanzler aus seinem Gemache im oberen Stockwerk zu seinen „Leuten" herab, setzte sich zu ihnen und fing an, von der Geschwätzigkeit und der Eßlust Alexanders von Humboldt zu erzählen. „Die Liberalen," schloß er seine Anekdote, „haben viel aus ihm gemacht, ihn zu ihren Leuten gezählt. Aber er war ein Mensch, dem Fürstengunst unentbehrlich war, und der sich nur wohlfühlte, wenn ihn die Sonne beschien. — Das hinderte nicht, daß er mit Varnhagen über den Hof raisonnierte und allerlei schlechte Geschichten von ihm erzählte. Varnhagen hat dann Bücher daraus gemacht, die ich mir auch gekauft habe. Sie sind erschrecklich teuer, wenn man die paar Zeilen bedenkt, die eins großgedruckt auf der Seite hat." Herr von Keudell, der zugegen war, meinte, aber für die Geschichte wären sie doch nicht zu entbehren. „Ja,"

erwiderte der Kanzler, „in gewissem Sinne. Im einzelnen sind sie nicht viel wert, aber als Ganzes sind sie der Ausdruck der Berliner Säure in einer Zeit, wo es nichts gab. Da redete alle Welt mit dieser malitiösen Impotenz.“

Als der Kanzler so sprach, saß sein Varnhagen, Herr Dr. Moritz Busch, in seiner unmittelbaren Nähe und sein Buch „Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich, nach Tagebuchblättern“ in zwei stattlichen Bänden machte 1878 dasselbe Aufsehen, erregte denselben Lärm wie seinerzeit die Veröffentlichungen aus dem Nachlasse Varnhagens. In noch erhöhtem Maße; denn als Ludmilla Assing in den Papierkorb ihres Oheims griff, waren Humboldt wie Varnhagen tot. Herr Dr. Moritz Busch hat es vorgezogen, selbst Nutzen und Erfolg aus den „Tischreden“ seines Helden noch bei dessen Lebzeiten einzuernten.

In der dem Reichskanzler befreundeten Presse war die Ansicht eine allgemeine, es handle sich bei der Herausgabe des Buches um einen schlechten Dienst, ja, um einen dem Fürsten Bismarck gespielten Streich, den der letztere gern abgewehrt, oder den er nur wider Willen sich hätte gefallen lassen. Man sah seine Person darin kompromittiert. Man las z. B. in einem nationalliberalen Blatte: „Warum

wir von dem Buche, das als pikantes Gewürz inmitten der litterarischen Tageskost im Augenblick in aller Munde ist, an dieser Stelle sprechen? Weil wir der Ansicht sind, daß Herr Moritz Busch nicht nur eine litterarische, auf flüchtigen Effekt gerichtete, sondern — wenn auch unbewußt und wider Willen — eine politische That mit Herausgabe seines Buches begangen hat. Freilich, müssen wir sogleich hinzusetzen, dürstet uns nach weiteren derartigen „Thaten" nicht, denn keinem Deutschen kann das Gefühl sympathisch sein, die Kehrseite des Staatsmannes, den schon die zeitgenössische Geschichte neben die ersten und glänzendsten Erscheinungen der Vergangenheit gestellt hat, in einer solchen Fülle kleinlicher, zum Teil abstoßender und garstiger Züge öffentlich bloßgestellt zu sehen. „Fast jede Seite des Busch'schen Buches läßt" — so urteilt bereits ein auswärtiges Blatt — „den deutschen Kanzler grausam, erbarmungslos gegen seine Feinde, ungerecht gegen seine Beschützer, einseitig im Tadel, despotisch in jeder Ader und in jedem Atemzuge erscheinen. Er selbst ist in seinen Fehlern gewaltig, niemals liebenswürdig." In der englischen und französischen Presse, soweit dieselbe nicht grundsätzlich von Haß gegen den Fürsten Bismarck erfüllt ist, läßt sich eine merkbare Herabstimmung nicht verkennen. Wenn auch jene aus-

wärts empfangenen Eindrücke dem wirklichen Bilde durchaus nicht entsprechen, so zeigen sie doch, welchen schlechten Dienst der Herausgeber des Buches wenigstens dem Auslande gegenüber, dem erwiesen hat, dessen Verherrlichung gewiß sein alleiniges Ziel war. Die „Pos. Ztg." frägt sehr mit Recht, wessen Art, unter irritierenden Umständen andere Menschen zu beurteilen, es überhaupt wohl vertrüge, „daß beständig jemand mit dem Bleistift in der Hand dasäße, und das unbedachteste Wort aller Welt ebenso sorgfältig überlieferte, wie das Ergebnis reiflicher Überlegung".

Es fehlt in dem Buche nicht an merklich rührenden Zügen, so z. B. wenn der Kanzler in der Nacht von dem Wachtposten vor seinem Quartier hört, daß derselbe 24 Stunden nichts zu essen gehabt und darauf, da alles schläft, selber die Küche aufsucht, um dem Soldaten ein Stück Brot zu holen. Es scheint freilich nicht, als ob Herr Busch ein besonderes Bedürfnis gehabt hätte, Abstoßendes durch solche Züge zu mildern, denn sonst hätte er, wenn ihm deren nicht sehr viele vorgekommen, das Gleichgewicht hergestellt durch eine Einschränkung der Kategorie unerfreulicher Art; er hat offenbar gar kein Gefühl gehabt für die Anstößigkeit der Veröffentlichung z. B. von Äußerungen, wie sie in später Stunde beim Wein, unter Männern auch feinfühlige

Menschen einmal thun, nur daß sie nicht der Gefahr ausgesetzt sind, dergleichen später gedruckt zu sehen. Auch Derartiges wird das Urteil des deutschen Volkes über seinen größten Staatsmann nicht sonderlich beeinflussen; wissen wir doch aus früheren Publikationen vertraulicher Herzensergießungen, daß er auch feinsinnig und pietätvoll denken und sprechen kann. Daß die Erlebnisse und die Erfolge von funfzehn ereignis- und ruhmerfüllten Jahren das Selbstgefühl, die Geringschätzung der Menschen, die Rücksichtslosigkeit des Urteils erheblich gesteigert, würde man freilich aus diesem Buche herauslesen können — wenn es nicht aus Thatsachen zur Genüge schon vorher bekannt gewesen wäre. In dieser Beziehung sieht man in der Kompilation des Herrn Busch gewissermaßen im Jahre 1870 den Keim einer Denkart aufschießen, welche seitdem in unserer inneren Politik sich bekundet hat durch einen sehr raschen Verbrauch von Ministern und anderen hohen Staatsdienern, durch die Improvisation nicht genügend gereifter und daher nach einiger Zeit wieder fallen gelassener Projekte, durch die jüngste Reichstagsauflösung, und was damit zusammenhängt. Die Erfahrung, welche Fürst Bismarck mit Herrn Busch gemacht, hat ihn nach offiziöser Erklärung seitdem zu größerer Vorsicht in der Wahl seiner Umgebung veranlaßt; wir werden

also vertrauliche Kundgebungen einer autokratischen Behandlung der Menschen und Dinge nicht mehr schwarz auf weiß erhalten; in den Thatsachen unserer inneren Politik — meint das oben schon citierte Posener Blatt — ist aber vielleicht der Ersatz dafür vorhanden!"

Ein engherziges Urteil fällte auch Karl Frenzel über das Buch des Herrn Busch. Er sprach von den Gehässigkeiten und Bosheiten, die Herr Dr. Moritz Busch gegen den verstorbenen Geheimrat Abeken, gegen den Großherzog von Weimar und den Herzog von Koburg nicht müde wird, loszuschießen. — „Bald redet er in eigenen, bald in anderer Namen. Wie in den Varnhagen'schen Tagebüchern bleibt immer ein gewisses Dunkel darüber, von wem denn eigentlich die Nachrede herstammt. Delbrück erscheint als ein Mann, der sich nur auf kulinarische Genüsse versteht, er ist kein Politiker. Aus „guter Quelle" will ein Herr B. wissen, daß der König die Kaiserwürde nicht gern annahm, und daß ihm namentlich die Ankunft der Dreißig-Männerdeputation wenig Freude machte; er soll gesagt haben: „Ei, da verdanke ich Herrn Lasker ja eine rechte Ehre!" Und was dergleichen Kammerdienergeschwätz, Klatschereien und Indiskretionen mehr sind. Die „Reichsglocke" seligen Andenkens hätte ihre Leser ein halbes Jahr

damit unterhalten können und immer mit Gänsefüßchen „ipse dixit“.

„Über des Fürsten Bismarcks Worte steht einzig der Nachwelt das Urteil zu. Er war davon unterrichtet, daß Herr Dr. Moritz Busch seine Tischreden buchte, und mußte darum wissen, was er sagen durfte und konnte. Die Urteile des Bundeskanzlers über seine Zeitgenossen sind nicht die günstigsten, man kann ihm nur wünschen, daß er einst mildere Richter finden möge. Es macht doch einen befremdlichen Eindruck, wenn ein genialer Mensch wie er von einem anderen Genie, von Alexander von Humboldt, seinen Tischgenossen nichts weiter zu sagen hat, als daß er ein eitler, unerträglicher Schwätzer und ein fürchterlicher Esser gewesen. Napoleon III. war immer „dumm und schwach, ein Tiefenbacher“, seine „Kenntnisse sind derart, daß er bei uns nicht einmal das Referendarexamen machen könnte“. Thiers „ist ein gescheidter und liebenswürdiger Mann, witzig, geistreich, aber kaum eine Spur von Diplomat, zu sentimental für das Gewerbe. Er ist ohne Zweifel eine vornehmere Natur als Favre. Aber er paßt nicht zum Unterhändler, nicht einmal zum Pferdehändler. Er läßt sich zu leicht verblüffen, er verrät, was er empfindet, er läßt sich ausholen. So habe ich von

ihm allerlei herausgekriegt, unter anderem, daß sie drin nur noch für drei oder vier Wochen vollen Proviant haben." Wenn der Mann, der nicht einmal zum Pferdehändler taugte, in der That dem Bundeskanzler dies am 2. November 1870 aufgebunden hat, so hat er ihn vortrefflich hinter das Licht geführt. Paris hat bekanntlich erst im Ausgang Januar 1871 kapituliert. In einem Gespräch mit Heinrich von Gagern, das der damalige Herr von Bismarck im Anfang der fünfziger Jahre hatte, fand er, daß Gagern „ein ganz dummer Kerl sei, eine Phrasengießkanne, mit dem nicht zu reden sei". In Frankfurt am Main war Prokesch, der österreichische Bundestagsgesandte, „gar nicht mein Mann. Der hatte aus dem Orient die ärgsten Intriguen mitgebracht, die Wahrheit war ihm ganz gleichgültig." Den Minister Arnim-Boitzenburg charakterisierte der Bundeskanzler als „liebenswürdig, gescheidt, aber zu keinem stetigen Handeln und energischem Auftreten geneigt. Wie ein Gummiball, der aufhüpft und wieder aufhüpft und so fort, aber immer schwächer, und zuletzt ist es gar nichts mehr. Erst hatte er eine Meinung, dann schwächte er sie durch Selbstwiderlegung, dann kam ihm wieder ein Einwurf gegen die Widerlegung, bis schließlich gar nichts übrig blieb und nichts in der Sache geschah." Als einmal von

dem Treffen bei Le Bourget geredet wurde, „fand der Chef es nicht in der Ordnung, daß der General von Budritzki dabei in die Reihen der vorstürmenden Soldaten eingetreten sei und die Fahne ergriffen haben sollte. Der General, — sagte er, — gehört nicht unter die Truppen, sondern dahinter, wo er sie gehörig übersehen und durch seine Leute dirigieren kann. Das hier war nichts als eine Nachahmung Schwerins vom Wilhelmsplatz, Dekorationsstück — mehr Hiltl."

Karl Frenzel bemerkt hierzu, daß es auch die Nachahmung König Friedrichs bei Torgau war, der mit gezogenem Degen an der Spitze seiner Grenadiere vorritt, und Napoleons I. bei Arcole. „Und damit in dieser Blumenlese jeder sein Blümchen finde, noch eine Bemerkung des Bundeskanzlers über zeitgenössische Litteratur. Der preußische „Moniteur", der in Versailles in französischer Sprache erschien, hatte eine der trefflichen Meraner Novellen Paul Heyses gebracht. „Solch sentimentales Zeug," sagte der Kanzler, „gehört nicht in ein Blatt, das für das Geld des Königs erscheint, denn das ist es doch. Die Versailler wollen das auch nicht. Sie verlangen politische Berichte und militärische Sachen aus Frankreich, aus England, meinetwegen aus Italien, aber nicht solch süßliches Gewäsch. Ich bin doch auch

eine poetisch angehauchte Natur, aber ich erinnere mich nicht, je auf dieses Feuilleton meinen Blick geworfen zu haben, nachdem ich die ersten paar Sätze angesehen hatte." Und aus den „ersten paar Sätzen" wird das Ganze verurteilt! Wenn ein beschränktes, fortschrittliches oder nationalliberales Verständnis und Gemüt, das immer nach der Ansicht des Bundeskanzlers „in die Politik mit privatrechtlichen Anschauungen" hineinpfuscht, diese Äußerungen mit der an einer andern Stelle ausgesprochenen Maxime, „der Zweck der Politik ist nicht Beleidigung", vergleicht, so wird es ihm freilich unmöglich werden, einen Reim dazwischen zu finden.

„Wer unter den Lesern nach solcher Speise lüstern ist, wird in dem Buche des Herrn Dr. Moritz Busch seine Lust vollauf befriedigen können. Die köstlichsten Leckerbissen habe ich noch nicht einmal erwähnt. Natürlich bewegt sich das Tischgespräch nicht fortwährend in dieser Sphäre der Persönlichkeiten. Es werden Jagd- und Reiseabenteuer erzählt; man plaudert von waghalsigen Ritten, von überstandenen Gefahren, Anekdoten aus Rußland wechseln mit Schilderungen aus der Heimat. Das bewegte Leben des Bundeskanzlers bietet eine unerschöpfliche Quelle von Mitteilungen dieser Art. Wie es bei Tische nicht anders sein kann, nimmt

die Erläuterung der Physiologie des Geschmacks einen breiten Raum in der Unterhaltung ein. Über Fleisch, Fisch, Gemüse, Wein und Kornbranntwein werden wir in eingehendster und fachkundigster Weise unterrichtet; Herr Dr. Moritz Busch hat diesen Gegenständen stets eine rege Teilnahme zugewandt, nicht erst seit er Tischgenosse des Kanzlers geworden, eines seiner vorzüglichsten, vielleicht sein bestes Buch handelt von dem „gerechten und vollkommenen Austernesser" (Hannover, Rümpler, 1867). Er hat jetzt Brillat Savarins bekanntes Werk um eine treffliche Monographie, die man vielleicht unter dem Titel „Fürst Bismarck bei Tisch" künftigen Ausgaben anhängen könnte, vermehrt.

„Die interessanteste politische Mitteilung ist noch die folgende, daß der Gedanke einer Verschiebung der deutschen Grenze nach Westen amtlich dem König zuerst am 14. August 1870 in Herny vorgetragen worden ist, und daß die „badische Regierung am 2. September eine Denkschrift mit ähnlicher Tendenz eingesendet hat". Von der patriotischen Beklemmung, die der Kanzler über die Verzögerung des Bombardements von Paris gerade so wie wir, die wir daheimsaßen, empfand, ist häufig die Rede; gerade wie in Berlin sprach man in der Rue de Provence zu Versailles von dem Einfluß hoher Damen, der

sich gegen die Beschießung der Stadt geltend machte: eine Aufklärung indessen erhalten wir nicht darüber. Der Bundeskanzler war überhaupt in den Monaten November und Dezember sehr schlimm auf die „Militärs" zu sprechen. Er wäre „militärfromm" in den Krieg gezogen, als Parlamentarier kehre er daraus zurück. Ja, er verstieg sich zu dem Versprechen, „seinen Stuhl auf die äußerste Linke" stellen zu wollen, wenn die Herren sich nicht bald nachgiebiger gegen ihn zeigen würden. Früher 1866, wäre er zu allen Verhandlungen und Beratungen zugezogen worden, jetzt erführe er kaum, was geschehen, und müsse um Nachrichten „betteln". Einmal lesen wir sogar, daß er seine Entlassung einreichen wolle oder gar eingereicht habe; der Grund zu diesem Schritte wird nicht mitgeteilt, ebensowenig wie von der ganzen Angelegenheit sich später auch nur die leiseste Spur vorfindet. Einen anderen Grund zur Klage giebt die allzu milde Kriegsführung der Deutschen. Der Kanzler ist erzürnt darüber, daß so viele Franctireurs gefangen genommen werden; man hätte sie alle erschießen sollen; er würde den Soldaten in Arrest schicken, der ihm einen gefangenen Franctireur zuführte. Wenn er vor Tours gestanden, hätte er die Stadt so lange mit Bomben und Granaten überschüttet, bis sie ihm fünfhundert Geißeln heraus-

geschickt. „Hart würde ich sein, aber Landgraf bin ich nicht.“ Im Versailler Schloßlazarett wird nur wenig geheizt, um die Bilder zu schonen, obgleich die Kranken von der Kälte leiden, ihm aber ist „der ganze Bilderkram nicht das Leben eines einzigen Soldaten wert“. Erschießen, hängen, niederbrennen — diese drei Schlagwörter führt er häufig im Munde. Der bairische Soldat wird belobt, weil er weniger Rücksichten kennt und nimmt, als der Norddeutsche. — Eine Stimmung des Kanzlers, die jeder aus der Not des Augenblicks herausbeziehen wird, die damals von sehr vielen geteilt ward, jetzt aber doch unter so gänzlich veränderten Umständen nicht in dieser schroffen Weise von dem Tagebuchschreiber betont zu werden brauchte.

„Wie mannigfaltig aber auch der Gesprächsstoff wechselt, wie ausgiebig und vielseitig auch die Persönlichkeit ist, die das Wort führt, auf die Dauer überschleicht uns doch bei der Lektüre dieser zwei Bände eine schwer zu überwindende Langeweile. In den Gesprächen Goethes mit Eckermann kommt doch zuweilen auch Eckermann zu einer interessanten Antwort, zum Aussprechen seiner Meinungen und Gedanken. Hier redet ausschließlich der Kanzler, denn was die andern in der Darstellung des Herrn Dr. Moritz Busch zur Unterhaltung beitragen, ver-

lohnt nicht der Mühe. Bald erscheinen sie wie die abgerichteten Singvögel, die eine vorgepfiffene Melodie noch einmal pfeifen, oder wie Schulknaben, denen der Lehrer das Pensum abfragt. In der Wirklichkeit muß sich die Sache ganz anders verhalten haben. Die „Leute" des Kanzlers waren entzückt von ihm. „Später, beim Thee sprach Keudell recht anmutig und gescheidt über gewisse Eigenschaften des Kanzlers, die an Achill denken ließen, wobei er an sein genial jugendliches Wesen, sein leicht aufbrausendes Temperament, seinen nicht selten zu Tage tretenden Weltschmerz, seine Neigung, sich vom großen Treiben zurückzuziehen, und sein überaus sieghaftes Auftreten erinnerte." Wer sich daraus in der Phantasie ein Bild des Kanzlers macht und es dann mit dem vergleicht, das ihm im Spiegel dieser Mitteilungen erscheint, der wird eingestehen müssen, daß es ein sehr merkwürdiger, sehr trüber Spiegel ist, in dem Herr Dr. Moritz Busch eine welthistorische Persönlichkeit aufgefangen hat. So K. Frenzel.

Das Buch wurde aber verschlungen, besprochen, geplündert und zum Ärgernis gemacht: das Schicksal aller indiskreten Bücher. Denn daß mit dieser Veröffentlichung eine Indiskretion begangen worden, würde man vergeblich in Abrede stellen. Die Frage ist nur, wer der Schuldige ist, und worin die Schuld

besteht. Scheinbar sehr leichte Fragen: Der Verfasser hat sich genannt, sogar mit gotischen roten Buchstaben. Aber die Klugen der Welt waren zu klug für dieses Verständnis. Sie sagten: entweder hat der Verfasser dem Helden seines Buches mit der Veröffentlichung einen Streich spielen wollen, dann ist er sehr schuldig; aber weder das Buch, noch seine bisherigen Schicksale sprechen für diese Absicht. Hat aber, so fuhren die Klugen fort, der Verfasser dem Fürsten Bismarck einen Gefallen thun wollen, hat er etwa gar die Erlaubnis zur Veröffentlichung eingeholt, so ist Fürst Bismarck der Schuldige. Woran schuldig? Etwa daran, daß er diese Gespräche geführt, die ihm das Buch in den Mund legt, und keine anderen? Eine sonderbare Anklage, indes sie wurde erhoben. Aber die Hauptanklage sollte zunächst auf die Veröffentlichung gehen, für die man den Fürsten verantwortlich zu machen sich im vollen Rechte glaubte. Nachdem die Anklage in zahlreichen Zeitungsartikeln und in noch zahlreicheren Gesprächen so gestellt worden, mußte sie mit Freimut erörtert werden. Was den Verfasser bewogen, sein Tagebuch jetzt, sieben Jahre nachdem die Tischgespräche geführt worden, für die Öffentlichkeit zu bearbeiten, nachdem er bei der Führung desselben an die Möglichkeit einer Veröffentlichung vor dreißig Jahren

nicht gedacht zu haben selbst berichtet, darüber besitzt man nicht die geringste thatsächliche Wissenschaft, und ebensowenig darüber, ob die Erlaubnis des Fürsten zur Veröffentlichung eingeholt worden.

Fürst Bismarck selber hat sich wiederholentlich gegen Vertraute über das Buch geäußert. Wir geben in folgendem die Gedanken wieder, die von unterrichteter Seite über Bismarcks Stellung zu der Veröffentlichung von Busch niedergeschrieben worden sind.

„Der Verfasser berichtet aus seinen Tagebuchblättern auch getreulich das Tischgespräch, bei welchem Fürst Bismarck durch zwei von „seinen Leuten" erfuhr, daß Dr. Busch über alle Vorkommnisse und alle Gespräche mit beispielloser Treue Buch führe. Man sprach sogleich von der einstigen Veröffentlichung, und der Kanzler sagte: „Dann wird es heißen: „confer Buschii" u. s. w. Wer den Charakter des Kanzlers kennt, und einige Seiten desselben könnte alle Welt kennen, der wird uns beistimmen, daß damals der Kanzler sich gesagt haben wird: wenn dieses Tagebuch existiert, soll es bei der ersten besten Gelegenheit heraus.

„Begreiflicherweise waren bei dem reichen Wechsel von Gästen, die den Tischreden in Versailles lauschten, diese zum Teil bald nach dem Kriege öffentliches Ge-

heimnis geworden. In irgend einer Form, mündlich oder schriftlich, zur Außenwelt gebracht, gehört das Geheimnis früher oder später der ganzen Welt, wenn anders sie sich dafür interessiert. Es giebt nichts Seltsameres — aber wie oft sind wir Zeugen davon — als Leute, die mit der Hand am Mund guten Bekannten etwas ins Ohr flüstern, als wäre die Hand ein unzerbrechliches Siegel. Der Empfänger flüstert weiter, bis die ganze Welt auf diesem Wege glücklicher Besitzer ist; man kennt die Geschichte, aber der Spaß am Geheimnisvollen ist zu groß, darum hören die öffentlichen Geheimnisse nicht auf. Fürst Bismarck aber liebt nicht, daß von ihm solche Geheimnisse existieren, und kann es nicht lieben. Dies unsere Erklärung, warum jenes Tagebuch veröffentlicht wurde.

„Den Fürsten Bismarck sprechen wir demnach mit vollkommener Überzeugung frei von der Anklage, eine indiskrete Veröffentlichung verschuldet zu haben. Die Ankläger machen aber als neuen Klagegrund geltend, daß Fürst Bismarck solche Gespräche geführt und keine andere. Sonderbare Leute diese Ankläger! Sie machen dem Fürsten die großartige Ungeniertheit seiner Natur zum Vorwurf, seine unwillkürlich humoristische Auffassung der Einzelheiten des Lebens. Wären sie zufrieden, wenn er ein

Philipp II., wie eine finstere Mumie von einem Kabinett, zu dem nur zitternde Vertraute Einlaß erhielten, die Geschäfte leitete? Es hat solche Käuze gegeben, und sie haben sogar ihre Rolle auf der Weltbühne gehabt, aber den Dank der Völker haben sie nicht gewonnen. Fürst Bismarck, der reine Zwecke mit unversieglicher Schöpferkraft verfolgt, genießt den köstlichsten Dank dieses Schaffens in der Heiterkeit glücklichen Humors. Er kann sich der Laune dieses Humors überlassen, auch wenn sie die übermütigsten Kaskaden macht, in der Gewißheit vor dem hohen Worte zu bestehen, daß nicht, was in den Mund geht, sondern was aus dem Munde geht, den Menschen verunreinigt. Fürst Bismarck spricht kein Wort auch in der ungebundensten Laune, das ihn verunreinigt. Und was die Geheimnisse anlangt, so weiß er, wo man sie verwahrt. Die Nachwelt, wenn sie einst den Zusammenhang seines staatsmännischen Handelns erforscht, wird erstaunen über die Kraft des Schweigens bei dem Staatsmann, der wegen der unerhörten Freiheit seiner Rede bei den Zeitgenossen gefürchtet war. Sie wird erstaunen, wie weit die Pläne der Erfüllung vorangelegen, die kein Zeitgenosse geahnt hat.

„Bei dem Sprecher lag die Indiskretion nicht. Wo lag sie denn? Bei der Durchlesung eines Buches,

welches die vielseitigste, lebendigste Anregung gewährt, erwachen naturgemäß in dem Leser alle Erinnerungen, die gewissermaßen das Seelenleben konstituieren. Uns kam der Schriftsteller in den Sinn, dessen gefälliger Periodenbau bei der Beschreibung großer Männer in der glücklichen Jugendzeit den Schwierigkeiten der lateinischen Periodologie dem lernenden Knaben einladend ebnet. Da heißt es von dem einen: „Themistocles tanto ingenio fuit, ut artem oblivionis quam memoriae mallet.“ Der athenische Held zog, nachdem er die alles bewahrende Kraft seines Gedächtnisses erprobt, die Kunst des Vergessens vor. Wir glauben, Fürst Bismarck hat seit der Rückkehr aus Frankreich bei „seinen“ Leuten die Kunst des Vergessens der des Gedächtnisses vorgezogen.“



Bismarck-Karikaturen am Hofe.

Am 7. Februar 1873 hielt Lasker seine berühmte Gründerrede, die in ganz Deutschland auf der einen Seite einen Sturm der Begeisterung, auf der anderen Seite einen Donner der Entrüstung hervorrief, wie es schwerlich je eine Parlamentsrede irgendwo verursacht hat. Lasker hatte die zwei oder drei Mitglieder der Aristokratie, welche sich das von den Liberalen herrührende neue Aktiengesetz ebenfalls zu nutze gemacht und in das allgemeine Gründertum gepfuscht hatten, herausgegriffen, um an ihnen die abscheuliche Gründerpraxis und die herrschende Korruption zu illustrieren. Das Manöver schlug durch, Lasker wurde als der Retter der Moral im Vaterlande laut gepriesen. Fürst Bismarck opferte der mächtigen Bewegung den Handelsminister Grafen Itzenplitz und den Geheimen Regierungsrat Wagener, mit dem ihn eine lange intime Bekanntschaft und ein enger amtlicher Verkehr verband.

Wagener gründete die Eisenbahnzeitung, welche sich später in die Reichsglocke verwandelte, in welcher die Gegner Bismarcks aus dem hochkonservativen und ultramontanen Lager sich ein Rendez-vous gaben.

Auf der anderen Seite wurde Lasker als der Held des Tages gefeiert. Wie Hesekiel den großen Errungenschaften von 1866 sein Buch über Bismarck folgen ließ, so widmete Auerbach seinem Freunde Lasker das Buch: „Erlebnisse einer Mannesseele".

Im Foyer des Reichstages wird nicht immer über Politik gesprochen. Auch unsere parlamentarischen Heroen sind Menschen, die ihre Privatangelegenheiten haben und mit diesen sich bis in den Sitzungssaal hinein beschäftigen. Warum sollen die Korridore nicht auch für den Austausch trivialer Unterhaltung dienen? Die Politik nimmt aber begreiflicher Weise doch den Hauptrang in der Konversation am Büffett und an anderen profanen Orten ein. Wie wäre das auch anders möglich? Man bespricht die eben gehaltene Rede, man bekrittelt Gesetzentwürfe und Amendements oder eine eben geschehene Abstimmung oder erwägt die Chancen der nächsten Votierung oder plaudert aus den Kommissionen und aus den Fraktionen oder kolportiert Gerüchte über den Bundesrat oder über den Kanzler und dergl. m. Gegen

die Politik im Foyer treten andere Interessen — gewisse unvermeidliche Unterhaltungsthemata ausgenommen — in der That zurück. An einem Apriltage des Jahres 1873 hörte man mitten durch das Geschwirr von Worten wie „Münzgesetz", „Banknoten", „Zweimarkstück" plötzlich von den „Erlebnissen einer Mannesseele" sprechen. Das war auch wieder ein politisches Thema, kein poetisches, wenn auch die Ästhetik mit ins Spiel kam.

„Was sind das für Erlebnisse?" fragte ich einen Münzgelehrten.

„Die kennen Sie nicht?"

Eine Minute später war ich auf dem Wege zu meinem Hofbuchhändler.

„Bitte um ein Exemplar der „Erlebnisse einer Mannesseele".

„Bedaure unendlich, diesen Morgen ist unser ganzer Vorrat erschöpft worden — in einer Stunde oder zwei erwarte ich vom Verleger neue Zusendung. Kommen Sie noch einmal vor, oder soll ich Ihnen ein Exemplar unter Kreuzband . . . ?"

Mein Hofbuchhändler hatte nicht ausgesprochen, als ein Herr eintrat, der ebenso wie ich vor dem Münzgesetz sich geflüchtet zu haben schien.

Das Reichstagsmitglied zum Buchhändler:



„Bitte um die . . . um die . . . Bekenntnisse einer . . .“ darauf folgte Stottern.

Der Buchhändler: „Durchlaucht meinen vielleicht Erlebnisse einer . . .“

„Ganz recht: Erlebnisse einer schönen Seele.“

„Bitte um Verzeihung: einer Mannesseele.“

„Nun meinetwegen, Mannesseele oder Lasterseele, oder wie Sie wollen.“

„Bedaure, Durchlaucht, nicht vorrätig, in einer Stunde oder zwei . . .“

„Gut, schicken Sie mir das Buch zu.“

Der Buchhändler wandte sich, als wir wieder allein waren, zu mir mit den Worten: „Haben Sie den Spott bemerkt, den der Herr in seine Bestellung legte?“

„Wie können Sie sich denken, daß bei einer solchen Schrift der Spott ausbleiben durfte? Auch die erhabenste, die größte Mannesseele ist dagegen nicht sicher, wenn Herr Auerbach von ihren Bekenntnissen beinahe sagt: sie würden in der deutschen Litteraturgeschichte als ein monumentum aere perennius dastehen. — Solches Übertreiben, solches kameradschaftliche Poussieren provoziert das Lächeln, und nicht bloß bei einem verstimmten Prinzen.“

Ich bemerke hierbei, daß in der offiziösen Presse damals ein Bedauern über diese Publikation herrschte,

weil man davon einen für den Helden derselben nicht günstigen Eindruck fürchtete. Mein Buchhändler fragte mich, worüber denn der Prinz verstimmt sei.

„Nun, er hat — erwiderte ich — er soll, wie ich im Foyer des Reichstags hörte, ganz spezielle Gründe haben, von dem Helden der „Erlebnisse" nicht gerade entzückt zu sein. Er fährt neulich in der Köthener Straße Nr. x vor. Die am Fenster sitzende Wirtin des Hauses fährt erschrocken auf, in die Worte ausbrechend: „Nein, es ist kaum noch zum aushalten, seitdem er die große Rede gehalten, da vergeht kein Tag mehr, wo nicht Equipagen mit betreßten und galonnierten Dienern vorfahren — bald ein Herzog und ein Graf, bald ein — Ich habe in meinem Leben nicht mit so vielen großen Herren gesprochen. Und meine ewigen Verlegenheiten! Soll ich Hoheit oder Durchlaucht anreden und anmelden? Und ist es eine königliche oder andere Hoheit? Oder vielleicht eine Excellenz? Das kann doch eine einfache Frau wie ich nicht wissen." Jetzt klingelt es bei der Wirtin. „Wen habe ich die Ehre anzumelden?" „Prinz X." Einige Minuten später fährt die Hoheit wieder heim — unverrichteter Sache —. „Der Herr Rechtsanwalt empfängt heute nicht", hatte Höchstderselben die Wirtin mit allem schuldigen Respekt vermeldet. Das war gestern.

Heute bestellt Hoheit die „Erlebnisse einer Mannesseele". Doch um auf den besagten Hammel zurückzukommen — Sie können mir nicht ein Exemplar sofort verschaffen? Ich möchte es gern gleich haben, weil ich möglicherweise über das Buch etwas schreiben muß."

„Ich kann Ihnen nur raten, sich etwas weiter Unter den Linden umzusehen. Vielleicht sind anderswo noch Exemplare vorrätig."

Diesem Rate folgte ich. In die nächste Buchhandlung trat ich gerade ein, als ein herrschaftlicher Diener nach den „Erlebnissen" fragte. Die Antwort, die derselbe erhielt, konnte ich zugleich als an mich gerichtet ansehen. Sie lautete dahin: „Das Buch ist vollständig vergriffen. Die zweite Auflage ist bereits unter der Presse, es werden aber noch zwei oder drei Tage vergehen, ehe sie erscheint."

Der abgewiesene Diener stand etwas verdutzt da, als wenn hier ein ganz besonderes Interesse an dem Buche obwaltete.

„In zwei oder drei Tagen? Das kann mir nichts nützen — erwiderte er — der Fürst reist diesen Abend mit Majestät nach Königsberg ab und möchte die „Erlebnisse" gern unterwegs haben."

Der Buchhändler zuckte noch einmal die Achsel, und Fürst Bismarck mußte seine Neugier bis auf

die Rückkehr von Petersburg aufsparen, — gerade wie ich, bis auf die nächste Woche: bis dahin aber hatte der Held des Romans das Buch einstampfen lassen.

Ich schreibe also über die „Erlebnisse" ohne sie zu kennen.

Nach dem, was ich darüber gehört und gelesen habe, war der Held eine „in unserm öffentlichen Leben vielgenannte, vielbekannte Gestalt. Ein Mann, der seit langem einen der vordersten Plätze eingenommen hat in der Reihe der Streiter für die Freiheit und Einheit des Vaterlandes, will einmal sich in andern Tönen vernehmen lassen, als den ursprünglich so schönen, aber durch häufige Wiederholung fast trivial gewordenen Weisen, von denen die Straßen wiederklingen. Und er will einmal zu einer anderen Hörerschaft reden, als die, die ihm so oft Beifall zugerufen hat. Nicht nach Beifall, nach Zustimmung begehrt er, und darum wäre es nicht nur überflüssig, sondern hinderlich, wenn er als der wohlbekannte vielgefeierte Held der politischen Bühne aufträte. Und er will ja auch nicht von Dingen reden, die auf offenem Markte verhandelt zu werden pflegen, sondern von Dingen, welche in vertrauter Stunde der Freund dem Freunde mitteilt, — nicht von den Interessen des Staates, der Nation, der

Allgemeinheit, sondern von den Angelegenheiten, die ein einzelnes Menschengemüt erregen und bewegen. Hätte er, den es nach dieser Mitteilung drängt, ein Haus, wo er heimkehrend aus dem Streit der Versammlung, aus der Hast der Geschäfte im traulichen Verkehr der Familie die Hülle heben könnte, die da draußen das Herz bedeckt, er würde nicht versucht sein, die Empfindungen seines Herzens wiederum hinauszuschicken an die Öffentlichkeit. Allein er, der so oft sich allein fühlt im Geräusch der Versammlungen, er ist auch allein in der eigenen Wohnung. Kein liebendes Weib küßt ihm die schweren Gedanken von der gefalteten Stirn, kein spielender Kinderschwarm füllt mit blühender Zier seine schmucklose Stube. Der Mann, der es als seine Lebensaufgabe betrachtet, an dem Glücke seiner Zeitgenossen und der kommenden Geschlechter zu arbeiten, er hat sein eigenes Glück nicht zu schaffen verstanden. Und in einer wehmütigen Stunde, da die Last der Erinnerungen allzu schwer seine Brust bedrückt, fühlt er, daß auch ihm gegeben sei, „zu sagen, was er leide,“ und setzt sich hin und erzählt seine Herzensgeschichte — nicht für die oberflächliche Menge, sondern für jene vielleicht seltenen, aber zerstreuten und unbekannten Leser, welche an den Freuden und Schmerzen eines Menschenherzens teilzunehmen

wissen, ohne zu fragen, wem es gehört . . . Ein Mann welcher im Laufe seiner Jugend oder Mannesjahre vier Mädchen geliebt und es nur einer gestanden hat und von dieser einzigen aufgegeben worden ist, kann eine reichere Herzensgeschichte durchgemacht haben, als jene neunundneunzig zusammen, von denen jeder das Verzeichnis des Leporello in der Brusttasche trägt."

So wurde die Schrift besprochen. Sie regte nicht auf, wie die Februarrede gegen Wagener, aber fesselte durch die neue Beleuchtung, in der der Politiker erschien. Daß ihr Herr Auerbach, der Herausgeber, „einen dauernden Wert in der deutschen Litteratur" beilegte, galt als eine Beeinträchtigung des Eindrucks. Sollen Bismarcks Privatbriefe, die Herr Hesekiel im Jahre 1866 herausgab, auch noch hinter Lessing, Schiller, Goethe u. s. w. in die Litteraturgeschichte eingetragen werden? Das ließe sich eher hören. Mit dem Jahre 1866 ließ sich übrigens die Zeit von 1873 einigermaßen vergleichen. Nach dem böhmischen Kriege schossen die Biographien Bismarcks wie Pilze aus der Erde, die Zeitungen und Zeitschriften wußten aus seiner Vergangenheit bis zu den Studentenjahren zurück plötzlich viel zu erzählen. Das Jahr 1873 schien auch durch eine Art Königgrätz ausgezeichnet: so folgten sich jetzt

die Biographien eines anderen großen Staatsmannes und die Publikationen der Souvenirs aus seiner privaten Vergangenheit.

Der Abgeordnete Lasker stand damals auf dem Zenit seines Ruhmes. Auch die Offiziösen erhielten Ordre, einen solchen Mann zu feiern, und die „Reaktion", welche Rache brütete, zu züchtigen. Dafür mußten sie sich so gut wie Lasker und Bismarck gefallen lassen, von der anderen Seite arg persiffliert zu werden. Hier eine Probe davon:

Ein Thee—Abend beim Fürsten.

Der Fürst ist aus Varzin wieder da. Das ist aber auch alles, was heute zu melden. „Ich habe absolut nichts für Sie," sagte uns diesen Morgen der Geh. Rat. Was das aus dem Munde der Pythia auf dem Dreifuß (mein Geh. Rat sitzt immer auf einem dreibeinigen Schemel vor seinem Cylinder-Bureau) für einen Offiziösen zu bedeuten hat: „Ich habe absolut nichts für Sie", das vermag ein gewöhnlicher Sterblicher nicht zu würdigen. Das heißt: Streichen Sie diesen Tag aus Ihrem Leben, Herr Doktor, das heißt: Heute ist Fasttag, Herr Doktor, schnüren Sie ihren Leib zu, schnappen Sie im Tiergarten frische Luft, vielleicht, daß die Frösche im stagnierenden Wasser statt meiner Sie inspirieren . . . „Aber Herr Geh. Rat," erwiderte ich, „dürfte ich

mich nicht nach dem Befinden Sr. Durchlaucht erkundigen?" — „Das ist gut, sehr gut, Herr Doktor." — „So erlauben Sie wohl, Herr Geh. Rat, daß ich darüber schreibe; es ist doch immer eine Korrespondenz" — „Nein, lassen Sie das, Herr Doktor, der Fürst könnte das vielleicht nicht wünschen, er braucht möglicher Weise schon in den nächsten Tagen ein ernstes Unwohlsein, ein diplomatisches oder ein parlamentarisches, und da würden Sie sich ja einem verdrießlichen Dementi aussetzen . . ."

So ist denn wirklich heute strenger Fasttag. Ich gehe in den Tiergarten. Auf dem Wege dahin begegnet mir ein Kollege. Wir Offiziösen haben das gegenseitige Anlachen so sehr verlernt wie die römischen Auguren. Wir sahen uns ganz ernst an. Ich klagte darauf dem Kollegen meine Not, er mir die seinige. Er flüsterte mir darauf einige geheimnisvolle Worte ins Ohr, sprach von des Fürsten Rückkehr, von der ausgezeichneten Laune, die er mitgebracht habe, und die sich gleich am ersten Abende beim Familien-Thee gezeigt habe — auf Kosten Laskers . . .

„Wie," sagte ich, „auf Kosten Laskers? Über den gestattet doch sonst der Fürst weder sich noch anderen einen Scherz?"

Mein Kollege wußte mir darauf nichts zu er-

widern. Ich traf hinterher noch andere Auguren, will sagen: Offiziöse. Sie wußten ebenfalls allerlei vom gestrigen Abende — immer auf Kosten Laskers. Ich erfuhr jedoch nichts Zusammenhängendes. Meine Neugier aber war gereizt. Die Neugier eines Offiziösen ist etwas Gefährliches. Einmal gereizt, verlangt sie volle Befriedigung. Sie rastet nicht bis zur gänzlichen Sättigung. Sie spottet der Schwierigkeiten, die sich ihr in den Weg stellen, sie bringt den schweigsamsten Mund zum Sprechen, sie erpreßt Geheimnisse, saugt sich voll an Indiskretionen, und weiß sie dann genug, so ist sie zufrieden, auch wenn sie nicht darüber schreiben darf.

Eine Korrespondenz kann ich über den gestrigen Thee-Abend beim Fürsten nicht schreiben, denn da ist es in der That auf Kosten Laskers hergegangen, und da gebührt sich Stillschweigen von selber. Aber meinem Tagebuche darf ich anvertrauen, was ich erfahren. Ist es nicht für die Nachwelt, so mögen die nagenden Mäuse, für die ich meine Memoiren bestimmt habe, ihre Freude daran haben.

Das Folgende habe ich aus Zuflüsterungen zusammenstoppeln können. Der Fürst arbeitete gleich den ersten Abend mit seinen Geh. Räten A. und Z. bis gegen Mitternacht. Dann lud er sie noch zum

Thee. Es war intimster Familien-Thee, anwesend die Fürstin, die Komtesse, einige Verwandte, Herr von P. u. s. w. Die Unterhaltung betraf Varzin, die Ernte, die Kleekultur, dann die Reise des Kaisers nach Italien, an der der Fürst nicht hatte teilnehmen können, dann den eben eröffneten Reichstag.

„Ich hoffe doch, daß wir dieses Mal vor Weihnachten fertig werden," meinte der Fürst.

„Der Mensch denkt und — Lasker lenkt," griff Herr von P. ein. Der Fürst runzelte die Stirn, als wenn ihm der Scherz nicht gefiele. Geh. Rat Z. mochte das wohl nicht bemerkt haben. Denn er fiel nach der Bemerkung des Herrn von P. gleich mit den Worten ein: „Da ist mir heute ein seltsames Schriftstück zugegangen; es betitelt sich: „„Das beste Mittel, die Reichs- und Landtagssessionen abzukürzen, oder was Lasker jährlich dem Staate kostet"".

Es folgte darauf ein männliches und weibliches Gelächter, an dem nur der Fürst nicht teilnahm.

„Wo haben Sie das Schriftstück, lieber Geh. Rat?" sagte Herr von P.

„O, ich habe es bei mir," erwiderte der Geh. Rat, „wenn ich wüßte, daß ich damit nicht langweilte, würde ich es vorlesen."

Die Thee-Gesellschaft forderte stürmisch das Vorlesen. Der Fürst willigte durch sein Schweigen ein.

Ich muß jetzt bemerken, daß ich das Schriftstück nicht wörtlich wiedergeben kann. Es ist mir heute nur eine flüchtige Durchsicht gestattet worden, wobei es mir nur möglich war, die verschiedenen Zahlen, die darin figurieren, zu notieren. Im übrigen bin ich überzeugt, daß der schalkhafte Z. selber das Schriftstück verfaßt oder durch einen seiner Untergebenen hat aufsetzen lassen. Er liebt solche Späße. Der Geh. Rat las also ungefähr, wie folgt: „Seitdem Lasker im Jahre 1865 die Parlaments-Tribüne betreten, hat er am Dönhofsplatze und am andern Ende der Leipzigerstraße im ganzen 927 745 328 Worte gesprochen.“ — Lautes Staunen, außer beim Fürsten — — „154mal soviel Worte, als das ganze alte Testament (inkl. Apokryphen) enthält, oder 42mal soviel, als Cicero in den von ihm aufbewahrten Reden gesprochen. Wenn man Laskers sämtliche in den verschiedenen Parlamenten gesprochenen Worte hinter einander auf einen Streifen Papier schriebe, so würde dieser mehr als neun mal um die Erde reichen, d. h. neun mal von Berlin aus über den Atlantischen Ocean, Amerika, den Stillen Ocean, Japan, Asien, Jerusalem bis wieder Berlin reichen.“ — Schallendes Gelächter, in das schließlich der erst widerstrebende Fürst einfällt. „Spricht Lasker nur noch zwei Drittel einer Legis-

laturperiode so fort wie bisher, so reicht der Streifen vom Dönhoffsplatze bis an den Mond." Stürmische Heiterkeit.

„Nun, und wie lange wird es dauern, bis der Streifen die Sonne erreicht?" fragte darauf eine weibliche Stimme.

„Das sagt leider der Statistiker nicht," erwiderte Geh. Rat Z.

„Dafür hat sein Name schon längst die Sonne erreicht," fiel Herr von P. ein.

Der Geh. Rat fuhr fort:

„Anträge und Amendements hat Lasker im ganzen 27344 gestellt, wovon 27211 angenommen sind. An Bravos verzeichnen die stenographischen Berichte nicht weniger als 11874 in nur 11 Jahren! Darunter 8881 stürmische Bravos. Zur Ordnung ist er einmal gerufen."

„Wie? Was?" fiel hier die Gesellschaft ein, „Lasker ist auch einmal zur Ordnung gerufen?"

Jetzt bemerkte der Fürst selber: „Gewiß vor einem Jahre im Reichstage wegen einer Äußerung gegen Windthorst; ich habe ihm dazu nur herzlich gratulieren können."

Der Geh. Rat fortfahrend:

„Die 927745328 Worte Laskers verteilen sich auf 866194 Reden und 74312 persönliche Be-

merkungen. Davon beziehen sich 44912 Reden auf das Budget- und Finanzwesen, 1953 Reden auf das Strafgesetzbuch, 126 auf Wucherzinsen, 14 auf die Lumpenausfuhr des Zollvereins, 17 auf die Impfordnung, 289 auf den Kulturkampf, 71 auf den Gründungsschwindel, 77 auf Aktienwesen, 9 auf die Rinderpest, 22 auf die Leckage in Niederlagen, 4 auf die Prostitution in Berlin, 6 auf die Zwangskehrbezirke der Schornsteinfeger, 13 auf die Rebläuse . . ."

„Genug, genug," fiel hier die Gesellschaft ein, deren Lachen die Stimme des Vorlesers mehr und mehr übertönte.

„Lieber Geh. Rat, bitte sagen Sie noch einmal, wieviel Worte hat Lasker im ganzen schon geredet," fragte die Fürstin.

„927745328 Worte, Durchlaucht."

„Fehlt nicht viel an der ersten Milliarde," bemerkte Herr von P.

„Was meinst Du, Otto, wenn die fünf Milliarden voll sind, müßte Lasker doch so gut in den Adelsstand erhoben werden, wie Herr von Bleichröder; er zählt doch auch von Erschaffung der Welt. Was er wohl sagen würde, wenn er eines Morgens einen großen Brief erhielte mit der Adresse: Sr. Excellenz, dem Herrn Staatsminister von Lasker.

Denn Minister wird er doch längst sein, ehe er die fünfte Milliarde ausgeredet hat. Welches Portefeuille hast Du eigentlich für ihn in petto?"

Der Fürst machte zu diesen Worten eine Miene, als wenn er sagen wollte, daß er über diesen Gegenstand den Scherz nicht liebe. Er erwiderte ernsthaft:

„Ich hätte Lasker ganz gern im Ministerium zur Seite; er ist bloß zu vielseitig; Wahl macht Qual; ich weiß nicht, ob man Justiz, Finanzen, Inneres oder Handel ihm anvertrauen soll."

„Den Krieg, lieber Otto, den Krieg," fiel Herr von P. ein.

„Oder den Kultus," bemerkte eine weibliche Stimme.

„Nun, erwiderte der Fürst, ein guter Jurist ist auch leicht ein guter Kultusminister, Falk oder Lasker." Große Bewegung. —

Das war der politische Theeabend bei Bismarcks. Ich bemerke, daß im Jahre 1873 und den nächstfolgenden am Berliner Hofe Karikaturen dieser Art von Bismarck, nicht gezeichnete, sondern geschriebene, auch nicht vervielfältigte, sondern nur handschriftliche vielfach cirkulierten. Sie rührten von einem dem Fürsten Bismarck aufrichtig ergebenen Geh. Rat her, der wie andere Bismarck-Verehrer sich über das, was sie „Schwäche" des großen Mannes nannten,

gern lustig machte. Als Publikum für seine Karikaturen oder Satyren zählte der Geh. Rat vorzugsweise den Hof, wo das betr. Exemplar aus einer Hand in die andere wanderte und oft auf diesem Wege verloren ging. Einige Proben sind gleichwohl gerettet worden. Dazu gehört u. a. auch die folgende: „Eine Sylvesternacht in Varzin". In Varzin häuften sich Ende 1877 die Besuche. Herr von Benningsen verweilte dort vom 26. bis zum 29. Dezember. Fast gleichzeitig befand sich dort der Flügeladjutant des Kaisers Graf Lehndorf. Es handelte sich um wichtige Besprechungen.

Am Sylvesterabend war es wieder still. Um Mitternacht waren im Speisesalon vom Souper noch zwei Personen sitzen geblieben, nachdem die Damen sich zurückzogen: der Fürst und sein Legationsrat. Den Thee aber hatten sie durch eine dampfende Bowle ersetzt, die zwischen Schüsseln von frischen Pfannkuchen ihren kostbaren Duft verbreitete.

„Bleiben Sie bei mir, Bucher," hatte der Fürst seinem Legationsrat gesagt, als dieser, wie gewöhnlich nach dem Thee, sich auf sein Arbeitszimmer zurückziehen wollte, um in die Nacht hinein, dieses Mal also in das neue Jahr hinein, weiter zu arbeiten; „ich thue heute Abend auch nichts mehr, lassen Sie uns die letzte Stunde zusammen bei der Sylvester-

bowle verplaudern; ich hänge an alter deutscher Sitte; so habe ich es gehalten von Jugend an, und was ich als Ritter gepflegt und gethan, will ich nicht als Kanzler entbehren. Oder trinken Sie lieber ein Glas vom Münchener Hofbräuhaus? Die bairischen Nationalliberalen haben mir ja ein neues Faß zum Weihnachtsfeste geschickt."

„Durchlaucht, ich danke; erst die Bowle und dann vielleicht ein Glas Münchener Hofbräu."

„Einverstanden."

Der Fürst ging, die kurze Tabakspfeife im Munde, eine ganze Weile im Zimmer auf und ab, ehe er sich in den Lehnstuhl am Kaminfeuer warf, und ehe es zu einer fließenden Unterhaltung kam.

„Es war ein schlechtes Jahr — bemerkte er im Gehen —, der Mut kann einem ausgehen, wenn man zurückblickt . . . Wie Philoktet komme ich mir vor, der auf der Fahrt nach Troja schwer leidend von den Griechen zurückgelassen worden ist; man ruft und schickt nach mir, wie die Griechen nach Philoktet; den Bogen und die Pfeile des Herkules aber, womit ich Troja erobern könnte, will man mich nicht gebrauchen lassen . . . Warum? . . . Man sagt, das seien Waffen für mich, aber nicht für jedermann, und man müsse doch an einen Nachfolger denken . . . in den Panzer paßte ich

wohl mit meinem Leibe hinein, aber man müsse einen solchen haben, wohinein jeder ohne Ausnahme schlüpfen könne; . . . ich habe doch Lust, den Dienst ganz zu quittieren; . . . was ist das für ein Urlaub, der mir nicht einmal Verantwortlichkeit und Kontrasignatur abnimmt; . . . es ist ein Unterschied, ob ich hier durch meinen Park reite, oder im Berliner Tiergarten, wo ich zum Wiedergruß die Hand fortwährend an der Mütze haben muß, . . . es giebt noch andere Unterschiede, . . . aber ich will entweder vollen Dienst, oder vollen Urlaub . . . Mögen doch die Herren in Berlin sich ihre Verfassung zurecht machen, wie sie wollen, ohne Rücksicht auf Zuschneidung für meinen Leib, wie sie sich ausdrücken, wenn ich nur bei der Gelegenheit loskomme; . . . ich will, wie Cincinnatus meinen Kohl bestellen, und sollte das Vaterland einmal in Gefahr kommen, dann möge man mich vom Pfluge holen, . . . nur nicht diese Zwitterstellung . . . nur nicht Pfluggriff und die Feder in einer Hand.“ . . .

„Durchlaucht, ich begreife Ihre Stimmung nicht; das alte Jahr schließt ja mit guter Verheißung für das neue, Excellenz von Bennigsen ist erst gestern, frohe Hoffnungen hinterlassend und mitnehmend, von uns geschieden. Der neue Vicekanzler wird Kanzlerkrisen für immer abschneiden, die

Urlaubsfragen leicht glätten, Verantwortlichkeit und Kontrasignatur bilden keine Klippen mehr. . . ."

„Das sind noch Ideen, lieber Bucher; was mich heute so verstimmt, das sind die schlechten Nachrichten aus Berlin. Sagen Sie mir, was ist seit dem Frühjahr besser geworden? Die Hofschranzen setzen ihr altes Spiel fort, ja, sie springen wie die Mäuse nun erst recht über Tisch und Stühle, seitdem die Katze fort ist, und die Hof . . . — — es ist ja zum Erbarmen, was der Kultusminister wieder berichtet; die Affaire Hegel-Herrmann widert mich an; der greise Monarch wird in fortwährender Irritation erhalten. Nun kommt der Hofmann vom Reichskanzleramte und spielt den Empfindlichen, weil ich über seinen Kopf weg an andere Organisationen und Kräfte denke, und der Achenbach ruft, als kaum etwas von meinen Plänen in die Öffentlichkeit durchgeschwitzt ist, voller Angst aus: „der Ministerpräsident hat keine Minister ein- und abzusetzen, darüber hat Se. Majestät zu befinden!" — Ja, gewiß ist dem so! Wenn es nur anders wäre! — Ich bin der Erste, der die Stärkung der Krone will — und namentlich will ich — das wissen Sie aus meinem Programm — die Ausstattung der Kaiserlichen Würde mit einer wenigstens annähernd entsprechenden Machtbefugnis. Die Position, die

jetzt der Kaiser im Reiche einnimmt, entspricht weder der Würde des deutschen Kaisers noch der Machtstellung des Königs von Preußen. Aber was die Verfügung über Ministerstellen betrifft, so ist das Recht der Krone im Reiche und im Staate genug gewahrt, wenn sie dort den Kanzler, hier den Premier beruft. Diesem Manne ihres Vertrauens muß sie die Wahl seiner Gehilfen überlassen, wenn sie sich selber hundert unerfreuliche Schiedssprüche zwischen mißhelligen Kollegen und der Staatsmaschine, zahllose kraftverbrauchende Reibungen ersparen will. Wahrhaft verantwortlich nach unten, wie nach oben hin wird der Reichskanzler und der Ministerpräsident erst, wenn gegen seinen Willen niemand Minister ist. Teilt der Kanzler im Reiche die Verantwortlichkeit mit einem Vicekanzler und der Premier in Preußen mit einem Vicepräsidenten, so ist die Verantwortlichkeit nach unten und nach oben genug vorhanden; sie muß aber an doppelter Stelle vorhanden sein, um die Schultern des einzelnen zu entlasten und um Urlaubsfragen ohne Schwierigkeiten und ohne Krisen zu lösen. Was darüber hinausgeht, ist vom Übel; die Reichsminister können nur dem Kanzler verantwortlich sein, und so sollte es in Preußen analog sein, nur in diesem Falle ließen sich auch den preußischen Ministern zugleich

die entsprechenden Reichsressorts übertragen. Jetzt arbeitet das wie acht Mühlsteine gegen einander. An dem Ressort-Partikularismus geht alles zu Grunde. Was bin ich als Ministerpräsident? Ein ornamentales Glied. Der Virchow hat mit seinem Ausdruck membra disjecta ganz recht. Wie sagte er doch ein ander Mal?"

„Eine Kollektion von Ministern."

„Ganz richtig, eine Sammlung von Ministern; man kann nicht einmal sagen, eine Sammlung von großen Männern; denn nirgends trifft das Wort Dahlmanns so wie hier zu: Es ist niemand verpflichtet, ein großer Mann zu werden. Laßt nationalliberale Männer um mich sein! Als ich im April vorigen Jahres meinen Urlaub antrat und von Berlin ging, zunächst um im Sachsenwalde mich zu rekomfortieren, da sagte ich mir: Der Kanzler wird nicht wiederkommen, wie er ging, sondern als ein anderer. Was ich gelobt in jenes Augenblickes Höllenqualen, ist eine heilige Schuld, ich will sie zahlen. Ich bin es müde, mich im Kampfe mit der Majorität des Landes und der Landesvertretung aufzureiben, ich will fortan mit ihr regieren. Ich will es noch auf einen Versuch ankommen lassen. Ist es der Parlamentarismus, der in England die großen staatsmännischen Talente

von jeher gereift hat, so will ich ihn auch in Deutschland ungehindert entfalten lassen, und ich hoffe, gewahr zu werden, welche Begabung ein freies Volk in sich trägt. Ich werde mich nicht mehr der vollen und uneingeschränkten Entfaltung des Verfassungslebens mit meiner Person entgegenstellen. Kein Riese ersetzt durch sein persönliches Wirken, was dem Volke an der gerechten Forderung nach wirklichem konstitutionellen Rechte entzogen ist. Laßt nationalliberale Männer um mich sein! Die Sauhatz soll beginnen, das Löwenjagen!"

In diesem Augenblicke trat ein Diener in das Zimmer ein und überbrachte ein Telegramm.

Der Fürst fuhr zornig mit den Worten auf: Ich habe dem Telegraphisten gesagt, ich wolle diesen Abend keine Depesche mehr lesen, das ist nun wohl schon der neunhundertneunundneunzigste Neujahrswunsch heute."

Der Diener erwiderte: „Der Herr sagte, Durchlaucht hätten befohlen, wenn eine Depesche noch besonders pikant wäre . . ."

Der Fürst lächelte und sagte: „Nun, her damit, ich will mal sehen, was der Telegraphist pikant nennt."

Er las die Depesche und übergab sie dem Legationsrat. Sie lautete: „Herzlichen Glückwunsch zum

neuen Jahr und zur glücklichen Entbindung von einem Ministerium Bennigsen-Forckenbeck. X. Y. Z. in München."

„Da muß ich doch noch gleich antworten, Bucher, der Glückwunsch kommt von den Nationalliberalen, sogar von denselben, die mir das Faß vom Hofbräuhaus zu Weihnachten geschenkt haben. Sie sind vermutlich noch zu Mitternacht beisammen und würden die sofortige Antwort gewiß bejubeln. Was telegraphieren wir?"

„Depeschieren Sie, Durchlaucht: So weit sind wir noch nicht."

„Ich werde mich so fassen: Das Kind ist zwar noch nicht zur Welt gekommen, aber ich acceptiere mit Dank den vorzeitigen Glückwunsch."

Der Fürst entließ den Diener mit den Worten: „Nun aber keine pikante Depesche mehr!" und fuhr gegen den Legationsrat fort: „Wenn es nur kein totgeborenes Kind giebt! Ich hatte mir eigentlich gedacht, die Nationalliberalen wären billiger zu haben. Aber sie sind zähe. Nicht sie wollen meine Geschäftsführer sein, ich soll ganz nach englischem Brauch ihr geschäftsführender Minister sein. Nun liebt Philipp stolz seine Spanier, ich meine Nationalliberalen."

„Noch eines, Durchlaucht, warum wird in den

verschiedenen Sternbildern von neuen Ministernamen der Name Lasker niemals erwähnt?

Den kann ich außerhalb des Kabinetts besser gebrauchen. Zum Minister fehlt ihm das Maß ... ich meine das körperliche Maß. Sehen Sie, wenn wir bei Majestät Ministerconseil haben, da giebt es so tiefe Stühle, daß Lasker darin versinken würde ... es fehlt ihm auch noch ein anderes Maß. Ich meine das politische. Laskers Verdienste um die nationale Sache würdigt niemand wie ich; seinen Mut in der Stunde der Gefahr habe ich wirklich erprobt, das ist nicht der Mut der Mamelukken, wie die Herren von Saucken-Tarputschen, Hänel, Träger und Genossen ihn haben, das ist der Mut der Selbstverleugnung. Aber er dient mir, um mit Goethe zu sprechen, doch nur verworren. Sein unruhiger Geist und sein formaler Rechtsboden führen ihn oft irre. Die schlimmsten Krisen hat er gerade herbeigeführt, und wenn dann der Wagen im Dreck stak, dann wurde Bennigsen vorgespannt. Der mußte zur Krise den versöhnenden Epilog sprechen, und die Sache war wieder gut. So ist es gegangen seit dem konstituierenden Reichstage, als an der Diätenfrage die Neugestaltung des Deutschen Reiches zu scheitern drohte. Ich gestehe, ich habe noch nie einen Demissionsgedanken gehabt,

zu dem nicht Lasker den ersten Anlaß gegeben hätte.

„Was, Durchlaucht, Lasker? Unmöglich, Ihr treuester Knappe? Ihre sicherste Stütze im Reichstage?"

„Allerdings. Wer holt denn so oft den Ultramontanen die Kastanien aus dem Feuer? Wer drängt mich fortwährend nach Canossa?"

„Ich verstehe diese Sprache nicht, Durchlaucht, sprechen Sie von demselben Laker, dem Sie einst herzlich gratulierten zu dem Ordnungsrufe, den ihm ein Ausfall gegen die Ultramontanen einbrachte?"

„Von demselben. Soll ich Sie erst noch an Majunkes Verhaftung erinnern? Ich werde den Tag nicht vergessen, wo Lasker, der Jurist, zwei Stunden lang eine Maßregel des Berliner Stadtgerichts bekrittelte und einem Paragraphen der Verfassung, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, eine Interpretation gab, wie sie eben nur bei einem Juristen möglich ist. Doch davon will ich ganz schweigen. Lasker ist kein Politiker. Sonst hätte er den Ultramontanen nicht damals den Triumph bereiten können. Sie glauben nicht, was ich während der zwei Stunden — so lange sprach er in der That — ausgehalten habe. Ich habe mir ein Aktenstück vorgenommen und meine Feder

darauf zerstoßen, ich hätte immer fortlaufen mögen, bin auch in der That gleich nach Schluß der Rede fortgelaufen, direkt zum Kaiser hin, habe meine Demission gegeben. Und was sagte am anderen Tage die Germania? „Damit — nämlich mit der Annahme des Lasker-Hoverbeck'schen Antrages — war die Verhaftung Majunkes, als die Würde des Reichstages verletzend, verurteilt und da der Reichskanzler die Inkarnation der Regierung ist, so hatte Bismarck am schneeigen Wintertag vor Majunke und dem Schlosse in Plötzensee ein erstes Canossa gefunden." — Sehen Sie, das hat mir der „treueste Knappe", wie Sie sagen, die „sicherste Stütze im Reichstage" angethan. Nachher kam dann das übliche Vertrauensvotum, Herr von Bennigsen übernahm die bekannte Rolle. Ich blieb."

„Aber, Durchlaucht, was hat Lasker heute mit Ihren Demissionsgedanken von diesem Frühjahr zu thun?"

„So? Er hat mir im Abgeordnetenhause wieder ein Canossa bereiten wollen. Was ist das für ein Politiker, der jetzt von Umkehr und von Einlenken der Regierung gegenüber den Ultramontanen sprechen kann! Und wer hat wieder am meisten mit der Klinge der sittlichen Entrüstung gefuchtelt in der Sache Kantocky? Das war abermals eine ultra-

montane Angelegenheit. In der Reichsgerichtsfrage zog er ebenfalls mit den Jesuiten denselben Strang. So hat er es oft gethan. Als ich nach dem letzten Kriege den kostbaren Frankfurter Frieden heimtrug und Elsaß-Lothringen als Angebinde dem Reichstage darbrachte, da — ich muß an Parcy denken — „Ich, den die kaltgewordenen Wunden schmerzten, und nun gereizt von einem Papagei?" — Sehen Sie damals wollte mir Lasker vorschreiben, wie Elsaß-Lothringen zu regieren sei. Ich hatte es erworben, ich verlangte Vollmacht, Lasker antwortete mir mit einem Mißtrauensvotum, mit der Erklärung an die Elsässer: Wir schicken Euch diesen Kanzler, aber leiht ihm kein Geld, wir stehen nicht gut für ihn, er ist ein leichtfertiger Schuldenmacher. Das habe ich mir alles von Lasker sagen lassen müssen, ich, „der erschöpft von Mut und äußerster Erregung, matt, atemlos mich lehnte auf mein Schwert". — Aber ich komme auf Goethe zurück:

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Lasker soll, wenn erst seine politischen Freunde mich im Kabinett stützen, den korrespondierenden

sichern und festen Stützpunkt im Reichstage bilden, was er bisher noch nicht war, und wo er mir mehr nützt, als im Ministerium. Er muß nur erst zu der nötigen Klarheit kommen. Er muß den Mut der Selbstverleugnung und der politischen Meinung nicht erst für die dritten Lesungen versparen, er soll ihn schon in der ersten Debatte zeigen.

. . . Ich fordere den mephistophelischen Fortschritt mit den Worten heraus:

Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und zieh' ihn, kannst Du ihn erfassen,
Auf Deinem Wege mit hinab,
Und steh' beschämt, wenn Du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

In diesem Augenblicke schlug die Stutzuhr auf dem Kamingesims zwölf Uhr. Beide Männer ergriffen das Glas zum „Prosit Neujahr!" Sie stießen heftig an, indem der Fürst ausrief: „Auf gute Sauhatz im neuen Jahr."



Bismarck und H. Wagener.

Die Demission H. Wageners im Jahre 1873 gab den Stoff zu einer Bismarck-Karikatur her, die ebenfalls handschriftlich cirkulierte, ein Spottgedicht in dramatischer Form. Es gab viel Jubel bei den Liberalen, daß „Faust“ seinen „Mephistopheles“ los war, und wer sich am meisten darüber freute, das waren die Geheimräte. Ihr Triumph wurde allerdings durch die Wahrnehmung getrübt, daß Wagener mit dem Fürsten privatim weiter verkehrte. Er existierte immer noch hinter den Coulissen. Ihre Eifersucht inspirierte den Schalk unter ihnen zu der folgenden Satyre, die in der Wilhelmstraße bald von Hand zu Hand ging:

Fragment aus der Tragödie „Der politische Rockschoß“ von v. B.

Akt IV. Scene VII.

(Das Arbeitszimmer des Fürsten, ein Geheimrat, später noch ein Geheimrat.)

Der Rat.

Durchlaucht, bedenket doch, aus Liebknechts Munde,
Da wiegt ein Wort nicht schwer; nicht ernsthaft sollte
Mein Fürst die Reden nehmen, grobes Schrot
Verschießt der Demokrat, doch fliegt's wie Spreu
Am leicht'sten Panzer ab; Eu'r Küraß . . .

Der Fürst.

Laßt solche Rede, Bucher, nicht Spinnweb gleich
Fühl' ich's um mich, kommt solch Geschoß geflogen.
Nicht ehern ist mein Sinn für alle Dinge,
Kein Küraß macht mir meine Nerven stärker,
Sie liegen schutzlos da, für's leicht'ste Tupfen
Empfindlich, und von jedem Schlag gereizt.
Es fehlt die Epidermis mir, wenn ich
Vernehme solches Wort. Wie sagt er doch?
„Am Rockschoß hängt mir Wag'ner? wie Kullmann
Den Römischen?"

Der Rat.

Kein Lasker war's, mein Fürst,
Der solche Rede führte, auch kein Braun,
Kein Miquel oder Gneist. Dann freilich wüßt' ich's,
Was Euren Sinn umwölkt und blutig Euch verletzt.

Der Fürst.

In diesem Punkte denken sie wie Liebknecht.

Der Rat.

Sie denken's, aber schweigen.

Der Fürst.

In der Presse
Ist auch von ihnen derlei schon gestichelt.

Der Rat.

Doch nicht im Parlament, Durchlaucht, nicht unter
Dem Drohen Eurer Brauen, Eurer Augen Funkeln.
Laßt ihnen ihre stürm'sche Heiterkeit,
Bei Liebknechts Witzen laßt sie kitzeln sich
In ihren Blättern, wie beim Hammelsprung.
Im Parlamente, Durchlaucht, sind sie Euer.

Der Fürst.

Doch ärgert mich, daß jubelnd sie beklatscht'
Das thör'chte Wort.

Der Rat.

Gelächter war's, mein Fürst,
Bestimmt, die dreiste Rede zu verdammen.

Der Fürst.

Sein oder Nichtsein, Bucher, das ist die Frage;
Soll Herr ich sein in meinem Haus und wählen
Die Freunde mir nach meinem eignen Sinn?
Was dem gemeinsten Sterblichen vergönnt,
Ist auf der Höhe mir versagt vom Neid,
Von Mißgunst. Aber nein, wie nenn' ich's doch,
Was zwischen mich und meinen Freund sich drängt?
Des Tadels Sucht, der stets auf mich gespannte Blick,
Der späht nach jeder Blöß', sie breit zu legen

Vor aller Welt und höhnisch drin zu wühlen.
Ist's denn der Gründer Wag'ner, der mir dient?
Es ist der Freund mir vom Norddeutschen Bunde,
Indemnität ist ihm mit mir verlieh'n.
Es ist der Anti-Lasker, stets bereit,
Das Rechte mir zu zeigen und zu warnen,
Wenn mich die schiefe Ebene stürzt nach links.
Nach beiden Seiten muß mein Ohr ich leihen,
Ich kann auf Lasker nicht alleine hören,
Die Freiheit wahr' ich mir und meinen Willen.
Nur der erfahr'ne Mann ist's, den ich liebe,
Der Gründer nicht — im Grunde gründet jeder,

(Nachdem der Fürst eine Weile dagestanden, fährt er fort):

Und doch, o Bucher!

Der Rat.

Nun, und doch, mein Fürst?

Der Fürst.

Und doch, ich fühl den Rockschoß schwer belastet.
Mit Centnerdrucke zupft es mich hernieder,
Ich möchte leichter fühlen diese Last.
Ich möchte — frei gesprochen — los sie sein.
Doch schüttle ich vergebens meinen Rock,
Am Schoße hält sich fester nur der Wag'ner,
Und läßt er nicht aus freien Stücken los,
So muß ich dulden ihn. — Was ich gelobt,

In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld, ich muß sie zahlen.

Der Rat.

In jenes Augenblickes Höllenqualen?
Mein Fürst, Ihr saget, was mich stutzig macht.
Noch weiß ich nichts von solchem Augenblick,
Von einer heil'gen Schuld, die Ihr müßt zahlen,
Und doch giebt's keine Falt' in Eurem Herzen,
Die mir verborgen blieb — das erste Mal,
Wo dunkel Eurer Rede Sinn, ist heut.
So sprecht, Durchlaucht, von jenen Höllenqualen,
Die unbekannt mir blieben, ein Geheimnis!

Der Fürst.

Setzt Euch zu mir, Lothar, nehmt die Cigarre
Und dieses Glas vom Münch'ner Hofbräuhaus,
Geschenkt ist es von guten Nationalen. —
Mich drückt ein Pakt, der nicht in's Grab mit soll. — —
Es war im Februar, ein Jahr ist jetzt
Verstrichen bald, wo Lasker an dem Dönhoffsplatze,
Demosthenes zum Trotz, den Gründer-Speech
Vom Stapel ließ. Die erste Kunde ward
Durch Wag'ner mir; vor Zorn bald rot, bald bleich,
Verlangte er, ich sollte diesen Schimpf
Nicht ungerochen lassen, denn auch ich
Und jeder preußische Minister sei

Mit engagiert, von wegen Itzenplitz.
Mich ärgerte der Fall, ich will's gestehen,
Im ersten Augenblick. „Was will der Lasker?"
Sprach ich zu mir. „Setz ich Minister ein
Und schick' nach Haus sie wieder, oder er?
Was soll nur dieses plötzliche Beginnen?
Was sinnen nur die Nationalen wieder?
Ein quos ego für diesen Übermut!
Es stürzt der Lasker keinen Itzenplitz
Samt Wagener." — So warf das Wort ich hin
In der Erregung erstem Augenblicke.
Und schnell fand sich schon ein Reptil zur Stell',
Ein See-Pirat der allerschlimmsten Sorte.
Ein Lauscher war's und ein Geberdenspäher,
Zugänglich jedem Lohn, wenn nur recht groß
Der Zeilen Zahl und die Pointe kitzlich.
Telegraphiert log der und schrieb, was ich
In erster Wallung hingesprochen.
Ihr wißt, Lothar, wie bald ich anders dachte.
Es ward der Itzenplitz dahingeschlachtet,
Den Wagner hätt' ich gern ihm beigesellt,
Doch der bat um Pardon. „Es rast der See
Und will sein Opfer haben; wohl, er hat es,
Er zog den Grafen in die Wellen Laskers,"
Sprach Wag'ner, schaudernd vor dem gleichen Grabe.
„Bedarf's denn," fuhr er fort, „der Opfer zwei?

Ich trete, soll es sein, vom Platze ab,
Doch, Durchlaucht, Euren Rockschoß halt' ich fest.
Laßt mich doch seh'n, ob Lasker so viel gilt, —
Um mich aus Eurem Herzen zu verdrängen,
Und jenen Raum darinen auszufüllen,
Den ich erobert mir durch treue Dienste;
Laßt seh'n mich, ob, wenn den Offiziösen
Zuerst die Losung ward: der Wag'ner bleibt,
Ob dann, bei schnell gewandelter Parole
Der Wag'ner bleiben oder stürzen soll.
Ich bitt' um Kompromiß — so schloß die Rede —
Laßt scheiden vor der Welt mich von der Bühne,
Doch Euren Rockschoß laßt Ihr mir zur Sühne."
Seht, Lothar, wie er schuf die Höllenqualen,
In denen ich gelobt, die heil'ge, nein
Die schwere Schuld, die ich muß Wag'ner zahlen.
Zum Überfluß kam noch der Schelm zu mir
Und bat um Lebens- oder Sterbenswillen
Sich ein Paar Zeilen aus. „Auch was Geschriebenes?"
So rief ich aus, „was forderst Du, Pedant?
Hast Du noch niemals Manneswort gekannt?
Ist's nicht genug, daß mein gesproch'nes Wort
Auf ewig soll mit meinen Tagen schalten?"
Ich schrieb auf das Papier: „Unangemeldet
Passiert, sei's in Berlin, sei's in Varzin,
Inhaber dieses frei jedwede Thür'."

O Bucher, hätt' ich dieses Schriftstück wieder!
Es sprengt mir alle Pforten, ob ich mich
Auch fest verrammle. Furchtbar starrt es mir,
Wenn Neuralgie mich niederwirft, entgegen.
Allüberall dringt der Besucher ein,
Wohin ich mich vor seinem Blick verberge.
Ich rümpf' die Nas' — — er aber pocht auf seinen
Schein!
Ich such' das Weite, er zupft hinter mir,
Wohin ich mag auch meine Schritte wenden,
Den Rockschoß fühl' ich stets in seinen Händen.

Der Rat.

Mein Fürst, jetzt wird mir vieles klar von dem,
Was in Varzin mit Staunen ich gesehen,
„Ohn' anzuklopfen 'rein," das durft nur Einer —
Doch hör' ich seine Stimme nicht da draußen?

(Wagener tritt unangemeldet und ohne Anklopfen herein.)

Wagener.

Durchlaucht, mich führt des Liebknecht Rede her,
Das freche Wort von Eures Rockes Schoße.

Der Fürst.

Doch, Wagener, kaum ist das Wort entflohen,
Seid Ihr schon da, nach diesem Schoß zu fassen.
Was wollt Ihr, böser Geist, von mir?

Wagener.

Ihr böser Geist? woher denn diese Wandlung?
Ist Liebknecht jetzt auch eine Macht geworden,
Die neben Lasker diesen Raum beherrscht?
Soll ich, der Lasker trotzig widerstanden,
Dem Sozialisten noch zum Opfer fallen?

Der Fürst.

Ich bin der Streiche satt, die Ihr mich kostet.

(Der Fürst dreht Wagener den Rücken, letzterer verschwindet durch eine Versenkung; der Fürst ruft aus der Thür dem Kanzleidiener im Korridor zu):

Für Wag'ner bin ich niemals mehr zu Hause.

(Darauf zu Lothar):

Den, Bucher, sind wir endlich losgeworden.

(Während der Fürst diese Worte spricht, erscheint Wagener wieder mit dem Kopfe aus der Versenkung und ruft:)

Wagener.

Für mich nicht mehr zu Haus? Wir wollen seh'n.

(Der Vorhang fällt. Akt V. eröffnet in demselben Zimmer, der Fürst und Wagener sitzen auf dem Kanapee nebeneinander und rauchen die Friedenspfeife, Wagener mit des Fürsten Rockschoß in der Hand.

Dieser Satyre hat die Wirklichkeit nicht entsprochen. Wagener ist bald ganz von der Bildfläche verschwunden; Lasker hat deswegen die „Reaktion" nicht aufgehalten. Graf Itzenplitz ist gegangen — Delbrück aber auch. Lasker war es selber, der sein Reich zerstörte, in dem Wahn des Königs Krösus, der einem zweideutigen Orakelspruch folgend, das Reich seines Gegners zu zerstören glaubte.

Im Übrigen bemerken wir zu jener Satyre: H. Wagener nahm weniger infolge der Lasker'schen Angriffe, als anderer sich dazu wie Ursache und Wirkung verhaltender Umstände seinen Abschied — übereilt, dürfen wir mit ihm selbst sagen, da, wie der betreffende, nichts weniger als wohlwollende Erlaß des damals vom Grafen Roon präsidierten Staatsministeriums ausdrücklich konstatiert, sich in der angestellten Untersuchung nicht ein einziger Punkt ergeben hatte, der zu einer Dienstentlassung im Disciplinarwege hätte führen können. Als Wagener damals dem Grafen Roon seinen Entschluß, zu demissionieren mitteilte, fügte er hinzu: „Ich gehe, aber Eure Excellenz werden mir bald folgen." Diese Prophezeihung traf bekanntlich acht Monate später ein. Mit diesem freiwilligen Ausscheiden aus seiner amtlichen Stellung hörte die regelmäßige Mitarbeiterschaft Wageners für den Reichskanzler freilich auf,

aber gelegentlich hat sie, soviel wir wissen, bis in sehr später Zeit stattgefunden, ja, vielleicht möchte eine Vergleichung der inneren Politik der folgenden zehn Jahre mit der des vorangehenden Dezenniums zu dem Ergebnis führen, daß Wageners Einfluß in späterer Zeit größer gewesen ist, als vordem.

Gewisse Leute haben sich redlich bemüht, das Band, welches zwischen den beiden Männern bestand, zu zerreißen, und man verschmähte dazu auch das Mittel nicht, den Geheimrat Wagener der Absicht zu bezichtigen, sich an die Spitze einer Art Opposition oder Intrigue gegen den Reichskanzler zu stellen. „Zur Intrigue," so bemerkt die Deutsche Revue in einem Aufsatze über H. Wagener, „fehlte dem ehrlichen und mutigen Manne das Zeug; gelegentlich anderer Meinung zu sein, wie sein Chef, ist ihm freilich passiert, und er hat es nicht unterlassen, dies alsdann auch auszusprechen, wie wenig er aber daran gedacht hat, in offene Gegnerschaft gegen denselben zu treten, das beweisen doch alle seine Veröffentlichungen zur Genüge. In der Zeit, als jene Verdächtigungen an Bismarck gelangt waren, schrieb derselbe an Wagener:

d. d. Varzin, 8. 9. 76.

„Ich würde es sehr bedauern, eine so bedeutende Kraft, wie die Ihrige in einer

der meinen widerstrebenden Richtung thätig zu sehen, aber — — — die etwaige Verschiedenheit unserer Wege in dem jedenfalls kürzeren Rest unseres Lebens wird für mich nicht das Band zerreißen können, welches 30 Jahre freundschaftlicher Beziehungen und gemeinschaftlicher Kämpfe geschaffen haben."

und Wagener erwiderte darauf:

„. . . ich erdreiste mich, über Neider und Verleumder hinweg und ohne Rücksicht darauf, was sonst geschehen mag, jedenfalls die mir dargebotene Freundeshand zu ergreifen und die Versicherung hinzuzufügen, daß, was auch sonst an mir in Zweifel zu ziehen sein mag, ich Ihnen niemals Veranlassung geben werde, an meiner Treue gegen Euer Durchlaucht selbst zu zweifeln."

In dieser Gesinnung sind beide Männer bis zuletzt bei einandergeblieben, wie die Antwort des Fürsten Bismarck auf die Anzeige von dem Tode Wageners bezeugt; er schreibt:

„Ich verliere in dem Verstorbenen einen langjährigen Mitarbeiter, der in schweren Zeiten mir mit seinem reichen Wissen und seiner unermüdlichen Thätigkeit tapfer zur Seite gestanden hat."

Bismarck und die Preßspelunke.

Die Wirkungen des Lasker'schen Vorgehens gegen Wagener und Genossen traten sehr bald hervor und begleiteten selbst schon die parlamentarischen Verhandlungen. Die Bedeutung der Angelegenheit lag nicht in dem Lichte, das die Untersuchungskommission darüber ausbreitete, und das kaum neu war. Sie zeigte sich vielmehr in Erscheinungen, die immer mehr zu großen Strömungen sich zusammenschlossen. Zunächst kam das Enthüllungsfieber, das die spätere Verleumdungsära, die die Gründerära ablöste, einleitete. Von Wagener bis zu Bismarck selber hinaufzusteigen, das war verlockend. Gleich nach der Lasker'schen Philippika kolportierte die Germania das Gerücht, bei dem Konzessionsgesuch für die pommersche Centralbahn sei im Einverständnisse mit dem Reichskanzler gehandelt worden, und dieser „habe seinen Einfluß beim Handelsminister geltend gemacht". Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung mußte sich schon damals des Fürsten Bismarck an-

nehmen. Sie schrieb: „Durch die pommersche Centralbahn wird die Gegend, in welcher die Besitzungen des Fürsten liegen, ein toter Winkel. Diese Benachteiligung von sich abzuwenden, hat der Kanzler „seinen Einfluß" nicht geltend gemacht; auch war er nicht vermögend genug, um ein Gegenprojekt ins Leben zu rufen. — Wer wollte sich wundern, wenn die Germania ihrem natürlichen Hange nachgiebt und Schmutz aufliest, um den leitenden Staatsmann des ihr feindlichen Reiches damit zu bewerfen? Aber von Organen, die bisher noch nicht in der Gesellschaft der Jesuiten angetroffen wurden, den deutschen Reichskanzler verdächtigt zu sehen, erregt allgemeines Befremden. Wir bezeichnen solche Blätter nicht näher; denn es handelt sich hier um nichts weniger, als um Zeitungspolemik. Der mürrische Schulmeister, welcher morgens und abends den preußischen Ministern wegen vermeintlicher Unverträglichkeit den Text liest, sieht nun das Staatsministerium in geschlossener Einheit, dem Willen des Monarchen entsprechend, dessen Allerhöchste Botschaft von sämtlichen Räten der Krone in demonstrativer Weise gegengezeichnet erscheint, das vollkommen berechtigte Verlangen der Volksvertretung nach einer erschöpfenden und mit allen Garantien versehenen Untersuchung von beregten Übelständen der Ver-

waltung in loyalster Weise erfüllen. Das wirkt auf ihn wie auf Chamissos Hypochonder die frische Bergluft. Doch nun offenbart sich dem Scharfblick des Mannes eine Vorgeschichte der Botschaft, geschöpft aus den „besten Quellen“ — freilich unerfindlichen! Einer der Minister „leistete hartnäckigen Widerstand und strengte sich vergeblich an, die Mißstände des Eisenbahnkonzessionswesens der öffentlichen Beurteilung zu entziehen und sie in die Nacht mitleidiger Vergessenheit zu hüllen“! Einer der Minister — welcher? Dabei passiert denn dem Zeitungshistoriker das ausgesuchte Ungemach, gerade denjenigen Mann namhaft zu machen, von welchem jeder in die Dinge Eingeweihter bezeugen kann und muß, daß er von dem Augenblick an, da der Laskersche Antrag noch als Embryo im Schoße der Budgetkommission schlummerte, wie durch alle Phasen der ferneren Entwickelung hindurch mit dem vollen Nachdruck, dessen seine bewährte Persönlichkeit fähig ist, die politische und sittliche Notwendigkeit nach allen Seiten hin geltend gemacht hat, die in Frage gestellten Partien der preußischen Verwaltung schonungslos und rücksichtslos an das Licht der Öffentlichkeit zu ziehen. Es ist eine Täuschung, die ihres Gleichen sucht, wenn die dreiste Behauptung aufgestellt wurde, daß Fürst Bismarck der Unter-

suchungskommission, die zuerst er als unerläßlich hervorgehoben, und die vor allen er immerfort postuliert hat, „am längsten widerstrebt haben soll".

Ein erster Schritt in der Verleumdungsära war gethan und Fürst Bismarck das erste Opfer. Der Antrag Lasker hatte seine Kehr- und Nachtseite. Folgen wir einem Besuche, den zwei Jahre später ein damaliger politischer Feuilletonist einer „Preß-spelunke" abstattete, und dessen überaus groteske Schilderung doch einen ernsten Hintergrund zeigt.

„Ich hatte eines Tages daselbst zu thun. „Der Herr Chef-Redakteur haben Besuch, Sie müssen sich schon etwas gedulden; bitte, setzen Sie sich so lange", sagte mir das Individuum, das mir der Expedient der „Deutschen Reichsglocke" zu sein schien, und an das ich mich gewandt hatte, um beim Chef angemeldet zu werden.

Das Wunderlichste bei den Worten des Expedienten war, daß ich mich setzen sollte, während in dem Stübchen, das als Expedition diente, sich kein einziger Stuhl befand, als der, den der Herr Expedient selber einnahm, und auf dem er sich, nachdem er mich abgefertigt hatte, umdrehte, um an seinem Pulte weiter zu arbeiten, indem er mir seinen Rücken und an jedem Ärmel seiner grauen Joppe ein großes Loch am Ellenbogen zuwandte. Höchstens hätte mir ein

in der Ecke befindlicher großer Haufe Zeitungen als Sitz dienen können. Doch auch dieser war schon besetzt und zwar von einem Herrn, der wie ich auf Eintritt beim Herrn Chef zu warten schien. Ich machte es also wie noch einige andere Herren; ich lehnte mich stehend an die Wand. Ich kann nicht sagen, daß mir wie Faust zu Mute war: „Willkommen, süßer Dämmerschein, der du dies Heiligtum durchwebst . . . . hier möcht ich volle Stunden säumen.“ Kein Zauberduft umgab mich; nein . . . Aber ein nicht gewöhnliches, vielmehr ein spannendes Gefühl beschlich mich doch in dem Bewußtsein, daß ich mich in dem Vorzimmer der Preßspelunke befand, wo alles das Zeug zusammengebraut wurde, das man Deutsche Reichsglocke nannte, und das jeden Sonntag den Lasker, Miquel, Bennigsen, Bleichröder, Bismarck und anderen „Juden und Gründern“ eimerweise eingegeben wurde. Den großen Socialkonservativen, wie er sich selbst nannte, den modernen Juden-Vertilger Haman, den moralischen Totschläger Bismarcks, der das Attentat Karl Blinds und Kullmanns mit der Feder fortsetzt, den Liebling Tessendorfs und Simon von Zastrows sollte ich binnen weniger Minuten von Angesicht zu Angesicht kennen lernen. Leider ließ Haman-Gehlsen mich sehr lange

warten. Ich studierte inzwischen meine Schicksalsgenossen, die wie ich Audienz begehrten.

Eine Figur, die sehr unruhig hin- und hertrippelte, erwies sich auf den ersten Anblick als die eines jungen Geschäftsmannes semitischer Herkunft. Was konnte nur ein Jude in dieser Juden-Abschlachtungshöhle wollen? Satisfaktion verlangen? Seinem Stamm ein Mardochai werden? Ich will nur noch kurz von den übrigen wartenden Herren sagen, daß sie etwas sehr Vornehmes, Hochadliges sein mußten, der aristrokatische Schliff war unverkennbar.

Meine Aufmerksamkeit wurde inzwischen fortwährend durch kommende und gehende Personen in Anspruch genommen, die meist beim Expedienten das Abonnement auf die Reichsglocke (es war Ende des Quartals) erneuerten.

„Excellenz geht aber in vierzehn Tagen nach Pommern aufs Gut; Sie möchten von da an die Zeitung per Post schicken,“ bestellte ein herrschaftlicher Diener.

„Sehr wohl, wie im vorigen Jahr,“ erwiderte der Expedient mit den beiden Ellenbogen-Löchern.

Abermals öffnete sich die Thür, der Expedient sprang auf. „Herr General, Sie wollen Herrn Gehlsen sprechen? Dann bitte ich Sie, sich zu setzen.“

„Nein, ich will nur abonnieren! Mein Bursche braucht nichts davon zu wissen.“

„Der Herr Kommerzienrat bittet für das nächste Quartal um zwei Exemplare,“ bestellte ein neu eingetretener Lakai.

Jetzt erschien ein kleiner buckliger Mann, keuchend und bestäubt. Aus seinen mit dem Expedienten ausgetauschten Worten merkte ich, daß es der Redaktionsbote war. Auf den an ihn gerichteten Vorwurf, daß er so spät komme, erwiderte er, er habe an zwei Stellen schröpfen, an einer andern Blutegel setzen müssen. Er war nämlich zugleich Heilgehilfe und trieb das Geschäft im kleinen, das sein Herr im großen und litterarisch ausübte.

Der Diener, der jetzt eintrat, um ein Abonnement zu erneuern, trug die Livree von einem prinzlichen oder noch höheren Hofstaat.

Die nächste Erscheinung war ein Herr, der auch dem Expedienten noch fremd war und sich als Baron X. (ich habe den russischen Namen nicht behalten) aus S. bei Weliki-Nowgorod vorstellte.

„Sapperment, das ist ja ein Mordsblatt, Ihre Reichsglocke,“ sprach er in gutem Deutsch; „habe in Meinhardts Hotel darin gelesen, muß darauf abonnieren. Aber läßt man auch das Blatt bei uns zur Post zu?“

„Gewiß, Herr Baron," erwiderte der Expedient, „wir haben gegen 50 Abonnenten allein in Petersburg."

„So? Nun ich kann es mir wohl denken. Bei einer Zeitung, die auf Bismarck schimpft, drückt die Zensur bei uns gern ein Auge zu. Sie verstehen aber auch das Schimpfen, Herr Redakteur."

Der Expedient machte eine Verbeugung, wobei er sich an der am Ellenbogen offenen Stelle kratzte.

„Das wird ein Gaudium werden," fuhr der Russe fort, „wenn ich wieder nach Hause komme und meinen Gutsnachbarn das Blatt zum Lesen gebe. Ich will nur gleich auf 10 Exemplare abonnieren."

„Was haben Sie da noch liegen?" fragte der Russe, indem er einige auf dem Comptoirtisch ausliegende Broschüren ergriff. Er las: „Das Buch vom großen Lasker", ferner: „Der Revolverjournalist und seine armen Opfer", „Der Prozeß Gehlsen nebst anderen Allotriis" 2c.

„Das ist ja ausgezeichnet," rief der Russe aus, „packen Sie mir alles ein, das ist was für meine Freunde. Haben Sie sonst noch was?"

„Fertig ist augenblicklich weiter nichts, Herr Baron, aber bis morgen würden wir Ihnen etwas

herstellen können. Wollen Sie sich einen Stoff aussuchen?"

Der russische Enthusiast zahlte, der Expedient strich ein.

„Sie bekommen noch einen Bamberger zurück, Herr Baron."

„Wie? Was ist ein Bamberger?"

„Das ist ein Zehnpfennigstück; Sie wissen doch, wem wir die Nickelmünzen verdanken. Herr Bamberger versteht's Geschäft; seine Nickel-Bergwerke sind jetzt noch einmal so viel wert."

Der Russe lachte und ging. Jetzt öffnete sich das Redaktionszimmer. Der große Mann, Haman-Gehlsen, wurde sichtbar. Er entließ seinen Besuch — Herrn Otto v. Loë. Wie fest drückten sie sich die Hand!

„Um 12 Uhr beim schweren Wagner!" Mit diesen Worten hatte Joachim Gehlsen seinen Freund herauskomplimentiert. Uns Harrende kaum eines Blickes würdigend, wandte er sich sodann hastig an den buckligen Redaktionsboten mit der Frage: „Haben Sie's gemacht?"

„Nein, Herr Doktor," erwiderte der Bote und Heilgehilfe, indem er dem großen Manne ein Papier zurückgab, das wie ein Wechsel aussah; „ich bin bei Hirsch und bei Saalfeld gewesen, die wollten nicht."

„Nun, und Mendelssohn?“

„Vielleicht morgen.“

„Verflucht, was fange ich heute an? Wenn man sich erst nicht mehr auf die Juden verlassen kann. Ach, guten Morgen, Herr Graf.“

Jetzt erst bemerkte der große Mann einen von uns Einlaß Begehrenden. Es war mir übrigens gleich bei seinem ersten Erscheinen aufgefallen, wie außergewöhnlich kurzsichtig er sein mußte. Die kleinen zugekniffenen Augen hatten einen wie im Nebel suchenden Blick. Die Umrisse des buckligen Dieners und Heilgehilfen erleichterten allerdings dessen Erkennen. Der große Mann führte den Herrn Grafen in sein Zimmer, drehte sich aber auf der Schwelle noch einmal um, um sich nach uns anderen Gästen umzusehen.

Jetzt drängte sich der junge semitische Geschäftsmann heran:

„Herr Doktor, auf ein Wort, meine Zeit ist sehr knapp . . . Mich haben sie an der Börse „reingelegt“ mit 50 000 Mark, bringen Sie die Schwindler in die Reichsglocke, es soll Ihr Schade nicht sein . . .“

„Ach was,“ erwiderte der große Mann, „mit kleinen Spitzbuben gebe ich mich nicht ab.“

„Das nennen Sie kleine Spitzbuben, Herr Doktor? Wissen Sie, ich könnte mein Geld retten

und noch mehr dazu kriegen, wenn Sie einen Drohbrief . . ."

„Lassen Sie mich in Ruh, wenn mal Bleichröder oder Hansemann oder Bennigsen Sie „reinlegt", dann kommen Sie zu mir."

Der große Mann ging in sein Zimmer. Mich schien er gar nicht bemerkt zu haben. Drinnen ging es bald sehr laut her. Ich konnte die äußerst lebhafte Unterhaltung ziemlich deutlich vernehmen. Man lachte auch viel. Dann hörte ich den großen Mann deklamieren, nicht ein griechisches Trauerspiel, sondern, wie es schien, einen Zeitungsartikel. Er begann mit den Worten:

„Es war einmal ein großer Spitzbube im Lande — Belgien, er stahl keine silbernen Theelöffel und auch kein Viergroschenbrot, um den Hunger seiner Kinder zu stillen; alsdann würde man ihn bald eingesteckt haben, denn es giebt Gesetze im Lande Belgien — für kleine Spitzbuben. Unser Held aber war ein großer Halunke und gab sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Unter dem Scheine Rechtens brachte er Millionen an sich und teilte sie mit seinen Spießgesellen im Lande — Belgien."

So ging es weiter. Für Tessendorf fiel bei der Geschichte nichts ab, denn sie passierte ja — im Lande Belgien.

„Um 12 Uhr beim schweren Wagner.“ Mit diesen Worten wiederum trennte sich der große Mann von seinem Gaste. Ich wurde noch nicht vorgelassen; denn inzwischen war ein Herr erschienen, der den Vorzug hatte. „Ein Kriminalkommissarius,“ sagte mir der Expedient. Der gefährliche Beamte wurde nicht zum schweren Wagner bestellt. Jetzt schlug meine Stunde. Ich trat beim großen Mann ein.

„Bitte, mein Herr, nehmen Sie Platz auf dem Sofa,“ sagte er mir, „ich muß Sie noch um einige Minuten Geduld bitten, die Druckerei wartet auf Manuskript.“

Darauf diktierte der große Mann, im Zimmer auf- und abwandelnd, einem kleinen Manne weiter, letzterer war, wie ich bald erfuhr, der Sitzredakteur; die Figur erschien mir allerdings zum „Sitzen“ wie geschaffen.

Was der große Mann diktierte, weiß ich nicht mehr; ich hörte abermals nur von Halunken, „korrekten“ Gründern, Juden und Judengenossen. Ich benutzte die Zeit, um mich im Zimmer umzusehen. Auf dem Tische vor mir lag ein Haufen Civil- und Kriminalerkenntnisse, dazwischen ein Revolver, eine Hetzpeitsche, eine kleine Tabakpfeife, deren Kopf Laskers Gesichtszüge trug, eine entkorkte Cognacflasche und ein leeres Portemonnaie . . .

Jetzt öffnete sich die Thür, der Expedient mel-

dete einen Herrn, der durchaus den Chef sprechen und sich nicht abweisen lassen wollte.

Er trat ein.

„Herr Joachim Gehlsen?“

„Das ist mein Name.“

„Ich bin X., Sie haben mich beleidigt.“

„Das kann wohl sein.“

„Sie haben mich verleumdet.“

„Ist wohl möglich.“

„Ich verlange Genugthuung.“

„Die sollen Sie haben; aber nur nicht jetzt und nicht hier — kommen Sie um 12 Uhr zum schweren Wagner.“

Der große Mann diktierte weiter, als wenn nichts vorgefallen wäre. Er diktierte gerade: „Nein, Herr Lasker, wir halten uns an Ihre Worte: hinaus auch mit den nationalliberalen Gründern, hinaus mit Miquel.“ Der fremde Herr ging.

„Sie wünschen, mein Herr?“ redete mich darauf der große Mann an.

„Sie haben, Herr Doktor, eine Notiz über mich gebracht, die falsch ist. Ich habe hier eine Berichtigung, die Sie gefälligst wohl einmal lesen.“

„Ja, nur jetzt nicht, mein Herr! bitte kommen Sie um 12 Uhr zum schweren Wagner.“

Ich habe mich zum Rendezvous nicht einge-

funden. Einige Tage später traf ich zufällig auf der Straße den jungen Geschäftsmann, der sich auf der Börse hatte „reinlegen“ lassen. Er erzählte mir, er habe Herrn Gehlsen beim schweren Wagner aufgesucht, woselbst er ihn mit Herrn v. Loë und mit Graf Arnim in eifriger Unterhaltung getroffen. Als er nach Entfernung der beiden vornehmen Herren sein Anliegen bei Joachim Gehlsen erneuerte, hätte dieser erwidert: „Jetzt habe ich keine Zeit, kommen Sie morgen ins Bureau!“

Das war die Preßspelunke in der Dorotheenstraße. Und ihre Gönner und Gäste? Das waren hochkonservative Leute, berühmte Abgeordnete, Grafen und Prinzen, Minister und andere Staatsmänner a. D. Sie alle fanden die Atmosphäre dort gut genug, um in ihr die Orgien ihres Bismarckhasses zu feiern. Ein Botschafter wollte und sollte — nach dem Willen dieser Gesellschaft — den Kanzler des Reiches stürzen und seinen Platz einnehmen; was er auf dem Platze unternommen haben würde, das steht dahin; er hatte über die Ultramontanen verschiedene Reden hin- und hergeführt, und man hätte gerade nicht mit Seelenruhe das Steuerruder in seinen Händen erblickt. Freilich war man überzeugt, daß er niemals eine ernstliche Aussicht darauf hatte, das Ziel seines Strebens zu erreichen, aber man sah doch, mit welchen

Hindernissen, um nicht mehr zu sagen, der Kanzler zu kämpfen hatte. Anderthalb Jahre lang oder länger wirkte ihm ein feindseliger Botschafter mit allen seinen Kräften entgegen. Im Dezember 1872 legte Fürst Bismarck den Vorsitz im preußischen Staats-Ministerium nieder, weil ihn die Stellung, die ihm eingeräumt war, nicht befriedigen konnte, im November 1873 hatten sich die Verhältnisse so weit günstiger gestaltet, daß er sich dazu verstehen mochte, den Vorsitz von neuem zu übernehmen. Er hatte aber auch dann noch an der wichtigsten Stelle des diplomatischen Dienstes einen widerspenstigen Beamten zu ertragen. Während Graf Arnim von Paris aus in Deutschland den Widerstand gegen den Kulturkampf schürte, gab es sehr bald noch andere Reibungen zwischen ihm und dem Reichskanzler, die zwei Jahre später zu einem vollständigen Bruch führten und die heftigsten Scenen zwischen Minister und Monarch in Berlin herbeiführten.

Auch sehr liberale Herren, die nicht an den Grafen Arnim, sondern an sich bei dem Nachfolger Bismarcks dachten, bezeigten sehr lebhaftes Interesse für die „Reichsglocke", wie die Herren v. Stosch, v. Schleinitz, v. Grunert u. s. w., die alle persönlich mit dem Reichskanzler in Konflikt geraten waren und sich um die Kaiserin Augusta scharten. Herr

v. Schleinitz, den wir im Koblenzer Schloß kennen gelernt haben, war seit Oktober 1865 vermählt mit der Gräfin Maria, geboren zu Rom am 22. Januar 1842 als Tochter des dortigen preußischen Minister-Residenten v. Buch und der Maria, geb. v. Nimptsch, wiedervermählten Fürstin v. Hatzfeldt. Das gräfliche Paar galt als eine vornehme Zierde der Hofgesellschaft; die Salons der Wilhelmstraße waren eine stets gern aufgesuchte Stätte für den Adel nicht minder, als für Künstler und Gelehrte. Insbesondere war es die Musik, und an ihr wieder die Wagnersche Richtung, welche in diesem Ministerhotel eine verständnisvolle Pflege fand. Selbst im Auslande stand das gesellige Haus Schleinitz in Ehren — als eine Ausnahme der berliner Gesellschaft, wie die Franzosen in ihrem Haß gegen die deutsche Hauptstadt sich ausdrückten. In eben diesem Hause hatte neben allem Schönen, was dort praktiziert wurde, der Bismarckhaß eine üppige Pflanzstätte, soweit er nämlich von Liberalen und von verkannten Politikern geübt wurde. Der Hausminister und der Staatsminister waren Antipoden von seltener Gegnerschaft. Man entnimmt das schon dem Tone der damaligen offiziösen Federn. Unter dem 8. Juni 1877 wurde dem „Grenzboten“ aus Berlin geschrieben: „Diest-Daber hat gehört und erzählt in seinem Prozesse, daß die

Reichsglocke dem Kaiser durch Frau v. Schleinitz zugestellt worden sei. Herr v. Schleinitz dementiert diese Angabe vermittelst des Staatsanzeigers, aber nun fragen maliziöse Korrespondenzen, ob das Zeugnis des Ehemannes für seine Frau vollen Beweis mache. Der Mitarbeiter eines anderen Blattes will ihm mit der Vermutung zu Hilfe kommen, der Klatsch sei daher entstanden, daß ein früherer Untergebener des Hausministers, der Rechnungsrat L. sich die Reichsglocke in 10 Exemplaren gehalten habe. Gewiß kann Herr v. Schleinitz sagen: „Gott bewahre mich vor solchem Freunde, wie der glorreiche Korrespondent dieses Blattes“. Und er kann das auch in anderer Beziehung ausrufen. Als wir einem Kriege mit Österreich entgegengingen, hatten die Österreicher, und seitdem wir mit Frankreich einen dort nicht vergessenen Krieg geführt, haben die Franzosen sein Hotel zu ihrem Rendezvous gewählt. Und zu allen Zeiten wird er da, wo alle Feindschaft gegen den Fürsten Bismarck sich konzentriert (die Leser kennen den Ort), als Kanzler oder Minister in spe betrachtet — mit Herrn v. Gruner als Adjunkt!“

Herr v. Gruner war Unterstaatssekretär im Ministerium Schleinitz gewesen. Er wurde auf sein eigenes Ansuchen, als Graf Bernstorff noch Minister des Äußern war, im Laufe des Sommers 1862 zur

Disposition gestellt. An seiner Statt wurde bereits am 26. August des genannten Jahres Herr v. Sydow mit der Führung der Geschäfte als Unterstaatssekretär des Äußern kommissarisch beauftragt, während Herr v. Bismarck erst am 23. September provisorisch, am 9. Oktober definitiv zum Minister-Präsidenten und Minister des Äußern ernannt wurde. Daß Herr v. Gruner mit den Anfängen der Bismarck'schen Politik nicht einverstanden war, ist bekannt; die Differenzen wirkten noch lange nachher nach, als der Kaiser ihm den Titel eines Wirkl. Geh. Rats verlieh und die bekannten Schwierigkeiten wegen der Gegenzeichnung dieser Verfügung entstanden. Fürst Bismarck lehnte sie ab und sie soll dann durch den Hausminister Graf Schleinitz erfolgt sein, was ein staatsrechtliches Kuriosum war.

Hohe Militärs — sie waren zu oft mit Bismarck in Konflikt gekommen — spielten ebenfalls eine Rolle in der Dorotheenstraße. Man beschäftigt sich heute noch mit den Umständen, unter denen vor vier Jahren Herr v. Caprivi der Nachfolger des Fürsten Bismarck wurde. Warum just ein General? Warum just dieser General? Die Bismarckorgane bezeichnen Herrn v. Caprivi als langjährigen Bundesgenossen des Centrums gegen Fürst Bismarck, dessen Beziehungen zu jener Partei bis in die Zeit der

„Reichsglocke“ zurückreichen. Daher sei es gekommen, daß unmittelbar nach seinem Eintritt in's Amt das Centrum zur Hauptstütze der Regierung befördert wurde und die Intimität zwischen dieser Partei und der Regierung die Steigerung erfuhr, die in der Apotheose Windthorsts bei dessen Tode kulminierte, demnächst den Polen als Centrumsgästen zu gute kam und durch Einbringung des Schulgesetzes handgreiflich zum Ausdruck gelangte. Nach Zurückziehung dieser Vorlage sei dem äußeren Anscheine nach das Wohlwollen des Centrums für den heutigen Kanzler dasselbe geblieben. — Wenn Windthorst in seiner letzten Unterredung mit dem Fürsten Bismarck (13. März 1890) den General v. Caprivi als Nachfolger im preußischen Präsidium bezeichnet habe, so brauche er die Information hierüber nicht aus dem Munde des Kaisers gehabt zu haben, wohl aber verfüge das Centrum über manche Verbindungen bei Hofe, auch abgesehen von der französischen und katholischen Frau eines zur Zeit des Kanzlerwechsels bei Hofe sehr angesehenen Pädagogen. Man hat gefragt, ob diese „Enthüllungen“ auf den ihnen einen Schein der Möglichkeit gebenden Gang der inneren Politik seit des Fürsten Bismark erst a posteriore aufgebaut sind, oder ob ihnen irgend welche Thatsachen zu Grunde

liegen. Jedenfalls hat die gegenwärtige Regierung wiederholt durch ihre Haltung in der inneren Politik und auch durch so starke Mißgriffe, wie die thatsächlich stattgehabte Apotheose Windthorsts einer gewesen ist, für Angriffe, wie den vorliegenden, selbst das Terrain vorbereitet, denn weite Kreise sind unstreitig mißtrauisch geworden.

Die „Hamb. Nachr." veröffentlichten im Juli 1892 unter dem Titel „Fürst Bismarck und Graf Caprivi" einen Artikel, worin in Veranlassung der damaligen amtlichen Publikationen ausgeführt war, die Ernennung des Generals Caprivi zum Chef der Admiralität sei seiner Zeit auf Militärbefehl des Kaisers Wilhelm I. erfolgt; der damalige Reichskanzler habe seinen Erinnerungen an Caprivis frühere Beziehungen zu seinen reichsglöcknerischen Gegnern keinen Grund entnommen, die Entscheidung des Kaisers in Zweifel zu ziehen. Die „Reichsglocke" sei ein wesentlich vom Centrum gefördertes Unternehmen gewesen, bei dem der Ultramontanismus Beistand von Seiten der Feinde des ersten Kanzlers im Lager der Kreuzzeitung gefunden habe und zwar in der Richtung Diest-Daber und in der des damaligen vortragenden Rates im Ministerium des Innern v. Lebbin. Es sei versucht worden, zu dieser Opposition auch den verstorbenen Feldmarschall

v. Manteuffel heranzuziehen und namentlich dessen unmittelbare Beziehungen zum König Wilhelm I. zur Fruktifizierung der Fiktion in Mitwirkung zu nehmen, als ob die kanzlerische Thätigkeit der Armee schade. Die Verdächtigungen seien so weit gegangen, daß dem Kanzler eine unerklärliche Feindschaft gegen die Armee zugeschrieben worden sei. Der Feldmarschall von Manteuffel habe sich geweigert, beim König gegen den Fürsten Bismarck thätig zu sein und habe letzterem nähere Mitteilungen über die betreffende Angelegenheit und den Versuch, ihn, Manteuffel, dafür zu gewinnen, gemacht. Der Verkehr mit markanten Trägern dieser reichsglöcknerischen Bestrebungen, wie z. B. der mit dem verstorbenen Geheimrat Lebbin und dem neuerdings militärisch rehabilitierten Major von Diest-Daber, involviere noch nicht notwendig die Annahme eines gleichen Maßes von Feindschaft gegen den Fürsten Bismarck, welches die genannten Herren diesem gewidmet hätten.

Herr v. Diest-Daber erwiderte auf diesen Artikel:

1. Es ist unwahr, daß ich in Beziehungen zur Zeit der Reichsglocke mit Herrn von Caprivi und mit Herrn v. Lebbin gestanden hätte.

Ersteren kenne ich gar nicht und habe niemals ein Wort mit ihm gesprochen. Auch Herrn v. Lebbin habe ich nur ganz oberflächlich gekannt, und es ist

unwahr, daß ich jemals in Beziehung mit ihm in obiger Richtung gestanden habe.

2. Es ist, was meine Person anbetrifft, unwahr:

daß Herr v. Lebbin und ich den Feldmarschall Freiherrn v. Manteuffel vergeblich für ihre reichsglöcknerischen Bestrebungen zu gewinnen versucht hätte.

Für die „Reichsglocke habe ich niemals einen Artikel geschrieben oder ihr irgend welche Subvention zugewendet. Was Herr v. Lebbin gethan hat, ist mir unbekannt, und ebenso, was Freiherr v. Manteuffel angeblich dem Fürsten Bismarck gesagt haben soll. Eingehende mündliche Besprechungen mit dem Feldmarschall Freiherrn v. Manteuffel und Briefe desselben bestätigen, daß er mein Bundesgenosse war.

3. Jener Artikel sagt:

„Der Verkehr des Grafen Caprivi mit markanten Trägern dieser reichsglöcknerischen Bestrebungen involviert noch nicht notwendig die Annahme eines gleichen Maßes von Feindschaft gegen den Fürsten Bismarck, welches die genannten Herren diesem widmeten.“

Diese Angaben sind, soweit sie mich betreffen, unwahr. Das Maß der Feindschaft des Herrn

Grafen Caprivi kenne ich nicht; ich habe keine Feindschaft gegen den Fürsten Bismarck gehabt.

Daber, den 22. Februar 1893.

von Diest,
Landrat a. D.

Die „Hamb. Nachr." hatten nicht behauptet oder geglaubt, daß Herr v. Diest es gewesen sei, der den Feldmarschall v. Manteuffel für die reichsglöcknerischen Bestrebungen zu gewinnen versucht, noch daß Herr v. Diest Artikel für die „Reichsglocke" geschrieben habe. Feldmarschall v. Manteuffel hat über Beziehungen zu Herrn v. Diest mit dem damaligen Reichskanzler niemals gesprochen, sondern nur von Bestrebungen des Grafen Caprivi, ihn, Herrn v. Manteuffel, zum Bundesgenossen gegen den Fürsten Bismarck zu gewinnen. Veröffentlichungen des Herrn v. Diest, die seiner Zeit zu dessen Verurteilung führten, waren zwar selbständige Erzeugnisse, beruhten aber auf der nämlichen Basis, wie die Artikel in der „Reichsglocke". Auch hatte Herr v. Diest-Daber ein langes Promemoria dem Kaiser Wilhelm I. überreicht, in welchem unter dem Motto periculum in mora alle die Gefahren auseinandergesetzt waren, denen in Preußen Staat und Gesellschaft unrettbar preisgegeben seien, wenn dem System Lasker-Bismarck, d. h. der jüdisch-

kapitalistischen Korruption nicht sofort Einhalt gethan werde. Der Kaiser übersandte die Denkschrift mit allerlei Randglossen dem Kanzler. Die „Reichsglocke“ gelangte regelmäßig auf den Tisch des Kaisers.



Bismarck, Bucher, Lassalle.

War Bismarck schon als Abgeordneter seinem politischen Gegner, späteren Adlatus Lothar Bucher näher getreten, so lernte er als Gesandter und Minister diesen noch mehr als Londoner Korrespondenten der „Nat.-Ztg." kennen. Der Redakteur der „Bresl. Ztg.", Dr. Stein, war ein vertrauter Freund Lothar Buchers; beide waren im Jahre 1848 als Mitglieder der Nationalversammlung in Berlin gewesen, wo sie fast täglich mit dem damaligen Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen in einer Restauration in der Nähe des Theaters zusammentrafen, und wo somit die erste nähere Bekanntschaft zwischen Bismarck und Bucher stattgefunden hat. Den späteren Eintritt Lothar Buchers in das Auswärtige Amt hat letzterer dem Dr. Stein brieflich wie folgt erläutert: „Bei Gelegenheit einer Sitzung des Ministeriums sagte der damalige Justizminister, Graf zur Lippe: „Heute ist mir etwas Merkwürdiges passiert; Lothar Bucher hat sich um Zulassung zur Rechts-

anwaltschaft beworben. Natürlich kann man den Mann nicht anstellen.“ „Was?“ ruft Bismarck, „Bucher will in den Staatsdienst? Na, wenn Sie ihn nicht nehmen, nehme ich ihn.“ Allgemeines Erstaunen. Darauf schreibt Bismarck an Bucher. Dieser, bekanntlich auch Mitbegründer des Nationalvereins, schreibt darauf an Bismarck: „Excellenz kennen meinen nationalen Standpunkt, welchen ich niemals verleugnen werde. . . .“ Darauf schreibt Bismarck: „Ihren nationalen Standpunkt kenne ich freilich sehr genau, aber den brauche ich gerade zur Durchführung meiner Politik, und ich werde Ihnen nur Arbeiten zur Ausführung übertragen, welche sich im Geiste Ihrer nationalen Bestrebungen bewegen.“ Darauf erfolgte die sofortige Erklärung Buchers, daß er in diesem Falle die gebotene Stellung gern annehme.“ Diese genaue Mitteilung Lothar Buchers an Dr. Stein hatte den ganz bestimmten Zweck gehabt, den damals großes Aufsehen erregenden Eintritt des alten Achtundvierzigers in den Staatsdienst dem liberalen Freunde zu erklären.

Lothar Bucher hat weder die Liberalen, noch die Konservativen ganz versöhnt. Auch bei Hofe mußte er, wie er selbst sagte, sehr vorsichtig auftreten, denn es gab da manche Leute, die ihn nicht gern sahen. Sein politischer Gesinnungswechsel, der ihn besonders

den Fortschrittsleuten verdächtigte, wurde auch von persönlichen Gegnern am Hofe als Waffe gegen ihn benutzt. Von dem bekannten Karikaturenzeichner, von dem in diesem Buche schon die Rede gewesen ist, und der Lasker sowohl, als Hermann Wagener und Lothar Bucher gleichmäßig verfolgte, brachte man einmal die folgende Skizze über Lothar Bucher in den Kreisen, die gern Bismarck dnrchgehechelt sahen, in Cirkulation:

„Der größte Mann des heutigen Europas und Weltalls saß am Schreibtisch — es war an einem der letzten Tage des Monats Februar 1870 — nicht zum Schreiben, denn er lehnte sich mit dem Rücken gegen den Stuhl. Er konferierte mit seinem vis-à-vis. Die Rede war von Lasker. Am Tage zuvor hatte dieser den Antrag auf den Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund eingebracht, und Graf Bismarck, immer noch von Bitterkeit über diesen inopportunen Antrag erfüllt, drückte diese Stimmung in heftigen Worten gegen seinen intimsten Legationsrat aus: „Gott beschütze mich vor meinen Freunden," sagte er, „mit meinen Feinden will ich schon fertig werden. Also des Nichtsthuns bezichtigt mich die Nationalzeitung? Drei Jahre nach Königgrätz will sie mich als abgebraucht bei Seite schieben? Weil ich den isolierten Eintritt Badens in den Nord-

deutschen Bund zurückgewiesen? Weil ich nicht die Sahne von der Milch nehmen und den Rest sauer lassen werden will?" —

Der Legationsrat lächelte.

Während die beiden Staatsmänner weiter konferierten, klapperte im Nebenzimmer der Telegraph eintönig weiter, und von zehn zu zehn Minuten fiel durch eine Spalte der Wand eine Depesche, die der große Mann flüchtig las und bei Seite warf. Eine der ersten Depeschen — sie kam aus der Leipziger Straße vom Reichstag — enthielt die Worte: „Der Reichstag tritt in die zweite Beratung desjenigen Teils des Strafgesetzbuches ein, über welchen im Plenum zu verhandeln beschlossen worden ist. Zu § 1 liegt der Antrag Fries und Genossen vor, die Worte: „Mit dem Tode" zu streichen. Die Rednerliste ergiebt 12 Redner gegen die Todesstrafe, 3 für dieselbe.

Der große Mann verzog verdrießlich das Gesicht, sprach aber, indem er auch diese Depesche in den Papierkorb warf, über den Inhalt derselben nicht mit dem Legationsrat, sondern fuhr, das Thema vom Tag zuvor noch im Kopfe, fort: „Diplomaten sind die Nationalliberalen, daß Gott erbarm .... Wollen sie mir sogar einen Vorwurf daraus machen, daß Baden 1866 seine Kriegskontribution so gut

hat bezahlen müssen, wie Bayern und Württemberg."

„Als wenn die Badenser," fiel der Legationsrat ein, „nicht mit blauen Bohnen geschossen hätten."

Es fiel wieder eine Depesche durch die Wand. Der große Mann las sie und sagte bloß: „Bêtise".

Neue Depesche: Der Abgeordnete Lasker gegen die Todesstrafe. Der Redner sagt u. a.: „Die Hauptsache ist, daß der Mensch lebt."

Graf Bismarck sprang von seinem Stuhle auf. Er schellte heftig und rief dann aus dem Zimmer: „Joseph, meine Mütze und meine Handschuhe."

„Ich muß in den Reichstag," fuhr er gegen den Legationsrat gewandt fort, „diese Nationalliberalen sind des Teufels. Was sagen Sie dazu, Bucher? Die Hauptsache ist, daß der Mensch lebt? So etwas kann nur ein Lasker sagen. Bis jetzt habe ich nach Schiller geglaubt: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht", oder auch: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein." . . . Doch nun, unser populärster Dichter ist in einer Zeit, wo Lasker das Wort führt, abgethan. Ja, ja, die Hauptsache also ist, daß der Mensch lebt."

„Man nennt das das humanitäre Jahrhundert," fiel der Legationsrat ein.

Joseph brachte die abgestäubte weiße Mütze mit dem gelben Rand und die weißen waschledernen Handschuhe, zugleich aber auch einen dicken Quartanten, den eben ein Kanzleidiener aus der Bibliothek des Auswärtigen Amtes herbeigeholt hatte.

Der große Mann ergriff, ehe er Mütze und Handschuhe nahm, den Quartanten und sagte zu seinem Legationsrat:

„Ich habe mir die Verhandlungen der Nationalversammlung von 1848 kommen lassen; da ist ja auch bereits die Todesstrafe gründlich diskutiert worden; ich wollte sie noch einmal flüchtig durchlesen.“

Der Kanzler setzte sich wieder, schlug den Quartanten auf, und sein erster Blick fiel auf eine Rede Lothar Buchers.

„Ei, sehen Sie, Bucher, Sie haben ja damals auch über das Thema gesprochen, das ist mir interessant. . . .“

„Excellenz, vor zweiundzwanzig Jahren . . .“

„Ganz wohl, vor zweiundzwanzig Jahren . . . Wie sagten Sie damals: „Seien Sie eingedenk, meine Herren, des 4. August 1789! — Lassen wir den heutigen Tag verstreichen, ohne der Humanität den längst schuldigen Tribut darzubringen, so möchte nicht sobald wieder ein so günstiger Tag erscheinen.

Bedenken Sie, daß heute gegen den Antrag stimmen ebensoviel heißt, als eine Reihe von Todesurteilen unterschreiben. . . ."

„Vor zweiundzwanzig Jahren, Exzellenz!"

Graf Bismarck fortfahrend: „Bietet nicht, meine Herren, das Zellengefängnis ein viel furchtbareres Ersatzmittel?" — „Aber, Bucher," so unterbrach sich der Kanzler im Vorlesen selber, „wie konnten Sie die Todesstrafe damals als unmenschlich brandmarken und in demselben Atemzuge als Motiv für die Abschaffung erwähnen, daß man ja viel unmenschlichere Strafmittel besitze?"

„Exzellenz, vor . . ."

„Ich verstehe, damals waren Sie noch ein zweiter Lasker."

„Exzellenz, Sie haben selber mehr als einmal öffentlich erklärt, daß Sie mit Stolz es eingestanden, in zwanzig Jahren zugelernt zu haben."

„Ich weiß, Bucher, es ist etwas Trostloses um den Menschen, der das nicht von sich sagen kann. Glauben Sie, daß Lasker in zwanzig Jahren anders denkt, als heute? Ich möchte es bezweifeln. Darum wird er es schwerlich zu etwas bringen. Zum Minister gewiß nicht. Sie haben das Zeug zu einem Minister, Bucher. Wer so schnell lernt, kann

einem solchen Schicksal nicht entgehen. Erst Unterstaatssekretär, dann den Titel Excellenz, dann . . ."

„Oh, ich denke nicht daran, Excellenz."

„Nur Geduld, Bucher. Eben lese ich von Ihnen weiter: „Wenn es möglich sein soll, daß der eingesperrte Hochverräter von seinen Anhängern befreit wird und mit ihrer Hilfe die Verfassung umstößt, so muß er wohl mit seinen Freunden die Majorität des Volkes darstellen. Dann aber hat er auch ein Recht, die Verfassung umzustoßen, weil sie nur die der Minorität ist." Aha! mit diesen Worten wollten Sie damals diejenigen Redner widerlegen, welche die Todesstrafe für den Hochverrat beibehalten wollten. Sehen Sie, Bucher, in Ihnen steckt wirklich etwas Großes. Soll dieser Satz, den ich eben verlesen, nicht eine Phrase sein, so kann er eben nur den Sinn haben: Jedermann ist berechtigt, jede Staatseinrichtung, die ihm nicht gefällt, umzustoßen, wenn er die Macht dazu hat. . . . Brillant!"

„Excellenz, vor zweiundzwanzig Jahren!"

„Sagen Sie das nicht, Bucher, so etwas läßt sich unter Umständen auch heute noch hören. Sie sind ein Mann der Energie. Das bewiesen Sie zur Zeit der November-Katastrophe durch den Antrag auf eine Proklamation an die Armee, worin dieselbe von der Ausführung ungesetzlicher Maßregeln ent-

bunden werden sollte. Das bewiesen Sie durch die verschiedenen Aufforderungen, die Sie in Ihre Heimat sandten, den passiven Widerstand in einen aktiven zu verwandeln. Sie bewiesen es vornehmlich durch Ihr Benehmen auf der Bank der Angeklagten, wo unter allen Deputierten, die in Berlin jenen Platz einnahmen, Sie allein halbwegs männlichen Mut zeigten. Doch das nur beiläufig. Entwickeln Sie dieselbe Energie einst, wenn auch in anderer Richtung, als Unterstaatssekretär und Minister, so wird kein Lasker an Sie heranreichen."

Abermals fiel eine Depesche durch die Wand. „Der Abg. Lasker schließt mit den Worten: „Überall in den verschiedenen Staaten Europas bereitet man die Abschaffung der Todesstrafe vor. Gehen wir mit gutem Beispiel voran, stimmen wir für Aufhebung der Todesstrafe und legen wir damit ein starkes moralisches Zeugnis ab, vor Gott und den Menschen."

„Ganz mein Geschwätz!" sagte der Legationsrat.

„Vor zweiundzwanzig Jahren," sagte diesmal der große Mann.

Nun sage man noch, es ginge bei uns nicht konstitutionell zu, wenn Journalisten, die Leute mit verfehltem Lebensberuf, so weit steigen. Freilich müssen sie auch das Zulernen verstehen. Am

10. Oktober 1848 betrat der Staatssekretär in spe die Tribüne, nach einer großen revolutionären Lobrede auf die Demokratie, die in Wien ihr gewaltiges Haupt geschüttelt und das Gewebe der diplomatischen Ränke zerrissen habe. Heute ist Bucher selbst Diplomat, der sich höflichst verbittet, von Ränken zu sprechen, und noch höflicher, sein Gewebe von einer „ihr gewaltiges Haupt schüttelnden Demokratie" zerreißen zu lassen. Deswegen nichts für ungut. Tempora mutantur et nos mutamur in illis."

Man sagt, daß Bucher der eigentliche Urheber des vom Reichstage im Jahre 1878 abgelehnten ersten Sozialistengesetzes war. Er hätte einfach eine englische Parlamentsakte gegen die Fenier für diesen Zweck entsprechend umgestaltet und nur die auf die Presse bezüglichen Bestimmungen erheblich gemildert. Er konnte sich nicht denken, daß unser landläufiger Liberalismus geringeren Selbsterhaltungstrieb haben würde, als der englische. Der Reichstag ließ es darüber bekanntlich zur Auflösung kommen, worauf dann der folgende, nach den Attentaten, die ververschärfte Vorlage annahm.

Nicht ganz stimmt mit dieser Behauptung eine Bemerkung, die Fürst Bismarck einmal in eine Unterhaltung einflocht, die wir glauben ziemlich genau wiedergeben zu können. Dieselbe betraf ver-

schiedene Behauptungen eines englischen Blattes über Bucher. Fürst Bismarck sagte u. A.:

„Das Bestreben des Londoner Socialisten-Quartiers, das Sie gerne als den Mitschuldigen, wenn nicht Vater des Sozialistengesetzes brandmarken möchte, Sie in Widerspruch mit Ihrer Vergangenheit zu setzen und Ihre Apostasie in desto schärfere Beleuchtung zu rücken, hat nichts Auffälliges, zumal von dieser Seite. Das ist eine so abgenutzte Taktik, zu der Wahrheit und Lüge ein gemeinsames Kontingent stellen, daß Sie darüber weniger verdutzt sein sollten. Indessen mag es nicht schaden, wenn der Jubel der Fortschrittsmänner und Nationalliberalen, denen die gröbste Entstellung ein um so willkommeneres Wasser auf der Mühle ist, und die nur zu gern glauben, daß Sie noch als Geheimrat Jahre lang Ihre Beiträge an die Kasse der Sozialdemokratie abgeliefert haben, durch die Reduktion der Marx'schen Enthüllungen auf ihren wahren Wert oder Unwert etwas gedämpft wird. Schießen Sie also los, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung erwartet Ihr Manuskript." Bei dieser Gelegenheit bemerkte Fürst Bismarck:

„Aus Wien kommt den Socialdemokraten und ihren Gönnern Sukkurs von einer andern Seite, und zwar, wenn nicht von den Ganz-, so doch von den

Halboffizösen. Dort reibt man sich die Hände, daß uns die Socialdemokratie zu schaffen macht, und daß sie nicht so sind wie wir Zöllner. Die Herren in Norddeutschland, wird gesagt, die heute in Norddeutschland antisocialistische Reaktion machen möchten, sollten sich vor allem klar werden darüber, wieso denn diese staatsgefährliche Sekte binnen kurzer Zeit zn einer großen und ohne Zweifel einflußreichen Partei herangewachsen sei? Bei einiger Aufrichtigkeit würden wir Reaktionsmänner von heute uns sagen müssen: die revolutionäre Gesinnung, die jetzt den unteren Volksklassen so stark im Leibe sitzt, ist ihnen zum Teile von oben herab eingeflößt worden. Die Geister, die man rief, als man sie brauchte, die werde man jetzt nicht mit einem Polizeirufe los. Worauf gründe sich denn die ganze Rechtsphilosophie der modernen Gesellschaftsretter nach dem Vorbilde von Louis Blanc und Lassalle? Auf den einfachen Satz: Macht geht vor Recht. Wer den Knüppel in der Hand hat, der hat auch das Recht, damit sich beliebig die Macht zu schaffen. Die Politik der Gewalt erzeugt stets wieder die Gewalt in der Politik. Und das neue Deutsche Reich und das neue Europa — das können alle Rechtsgelehrten und geheimen Räte des deutschen Vaterlandes nicht leugnen — wurden durch den Umsturz alter Verträge, durch gewaltsame Annexionen

und durch Auflösung traditioneller Verbände und Institutionen geschaffen. Die Herren Socialisten haben aber nichts anderes gethan, als daß sie die Grundsätze des modernen Völkerrechtes in das Civil- und Privatrecht übertrugen. „Das System der erworbenen Rechte“ von Lassalle leugnet einfach die Beständigkeit des Privateigentums und des Erbrechtes gegenüber der Notwendigkeit der Annexion zu Gunsten der Gesamtheit der Staatsbürger! Sei das nicht eine Theorie, die auf dem Gebiete der hohen Politik in unseren Tagen die unbestrittene Autorität errungen hat? Und liege hier nicht der geheime Faden offen, welcher die Gewalthaber und die gelehrten Verfechter des deutschen Nationalstaates noch heute mit den Sozialisten verbinde?“

Der „Nordd. Allg. Ztg.“ ging noch an demselben Tage von Herrn Geheimrat Bucher nachstehende Erklärung zu:

„Jemand, ich glaube, ein Italiener, hat gesagt, man könne in drei Zeilen so viel Schiefes zusammendrängen, daß 3000 Zeilen dazu erforderlich seien, es gerade zu renken. Etwas, wie solche 3000 Zeilen zu schreiben, dazu fehlt es mir einstweilen an Zeit und an einem triftigen Anlaß; aber zwei Berichtigungen und eine Ergänzung zu dem Briefe des Dr. Marx lassen sich in Kürze machen. Herr Marx behauptet,

ich hätte ihn, natürlich mit Zustimmung des damaligen Minister-Präsidenten, jetzigen Reichskanzlers, aufgefordert, die Redaktion der Börsenabteilung des „Preußischen Staatsanzeigers" zu übernehmen. Folgendes ist die Wahrheit. Im Jahre 1865 bat der Redakteur des „Staatsanzeigers" mich, ihm jemanden in London nachzuweisen, der von Zeit zu Zeit eine sachverständige Besprechung der Bewegungen des dortigen Geldmarktes liefern könne. Ich erinnerte mich, daß der im vorigen Jahre verstorbene Bankier Gerstenberg in London mir u. a. erzählt hatte, Herr Marx habe für ein Wiener „Bourgeoisblatt" korrespondiert. Der Name des Blattes ist mir entfallen; vielleicht kennt ihn jemand in Wien. Ich fragte daher Herrn Marx, ob er die gewünschten Artikel liefern wolle, in denen es auf eine objektive Behandlung ankäme. Von des Herrn Marx „eigenem wissenschaftlichen Standpunkte" steht nichts in meinem Briefe. Nachdem längere Zeit vergangen war, antwortete mir Herr Marx, er schreibe nicht für ein reaktionäres Blatt. Niemand, nicht einmal der Redakteur des „Staats-Anzeigers", hat von dieser Korrespondenz gewußt oder erfahren. Das in Genf erscheinende Journal der Internationalen, „Der Vorbote", habe ich mit mehreren ähnlichen Jahre lang gehalten, wie ich auch ultramontane halte, und den

Preis an die in dem Blatte bezeichnete Adresse eingesandt. Dies sind meine „Beiträge", von denen Herr Marx mit einem doppelsinnigen Ausdrucke spricht. Endlich eine Ergänzung. Herr Marx sagt, Lassalle habe mir ein jährliches Einkommen vermacht, indem er mir das Verlagsrecht seiner Werke überlassen. Es ist richtig, daß Lassalle in seinem Testament, dessen Inhalt im Jahre 1864 von vielen Zeitungen veröffentlicht wurde, mir das litterarische Eigentum an seinen Schriften vermacht hat; aber seine freundschaftliche Absicht, mir dadurch eine Einnahme zuzuwenden, hat sich nicht erfüllt. Noch im Laufe desselben Jahres entsagte ich in einem an den damaligen Präsidenten des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins gerichteten Schreiben den mir aus dem Testament zustehenden Rechten in Betreff der agitatorischen Schriften Lassalles. Seinen „Heraklit" und sein „System der erworbenen Rechte" hatte er auf eigene Kosten drucken lassen und sich von den Verlegern Rechnungslegung über den Verkauf ausbedungen. Beide Verleger, der eine ein Fortschrittsmann, der andere nationalliberal, können mir bezeugen, daß sie mir bis jetzt weder Rechnung gelegt, noch etwas gezahlt haben; freilich habe ich sie nie erinnert. Wie es mit dem Verlage von Lassalles Drama „Hutten" und seiner Gedächtnisrede auf

Fichte steht, weiß ich nicht genau. Beide Schriften sind Zeugnisse seines deutschen Sinnes; beide haben keinen Absatz gefunden.

Berlin, 20. Juni. Bucher."

Organe der Berliner Socialdemokratie, die nach dem Kriege einen gewaltigen Aufschwung nahmen, brachten wiederholentlich sogenannte „Enthüllungen" über die Stellung leitender Männer in der preußischen Regierung zu der socialdemokratischen Bewegung in den Jahren 1863—64, welche beweisen sollten, daß die Staatsmänner damals sehr geneigt gewesen seien, eine gewisse Allianz mit der Socialdemokratie einzugehen. Die liberale Presse benutzte diese „Enthüllungen", um der Regierung an dem Anwachsen der Socialdemokratie die alleinige oder doch die hauptsächlichste Schuld zuzuschreiben.

Als kurz nach dem Eintritt des Herrn v. Bismarck in das preußische Ministerium mitten in dem Kampfe desselben gegen die liberale Partei wegen der Armee-Reorganisation, also wegen Lösung der deutschen Frage, in Deutschland die erste Organisation socialdemokratischer Bestrebungen durch Ferdinand Lassalle stattfand, ließ es sich aus dem Geiste jener Zeit, aus der leidenschaftlichen Erregung der Gemüter genügend erklären, wenn der Minister, von seinen Gegnern hart bedrängt, einen Augenblick auf den

Gedanken gekommen wäre, den vierten Stand gegen die liberale Bourgeoisie auszuspielen. Aber soweit braucht man nicht zu gehen. Es war für einen weitblickenden Staatsmann, dem die Bedeutung der sozialistischen Bewegung nicht entgehen konnte, von selber geboten, bei sich zu erwägen, ob es nicht ersprießlicher sei, einer Richtung der Geister, wie sie ursprünglich noch beschaffen war, sich zu bemächtigen, und sie gesunden Zielen zuzuleiten, als ihr in absprechender Negation die Berechtigung, sich geltend zu machen, zu versagen; nicht ersprießlicher, sie in ihren Ausschreitungen, als in ihrer Existenz zu bekämpfen, zu der damals noch der Sozialdemokratie, unter der Führung Lassalles, die Berechtigung nicht fehlte. Kam nun noch hinzu, daß dieser Organisator der sozialdemokratischen Partei in Deutschland Ferdinand Lassalle war, der mit seinen monarchischen und nationalen Prinzipien gegen den preußischen Staatsmann die ersten Avanzen machte, indem er eher, als irgend jemand in Deutschland, in Herrn v. Bismarck den Mann erkannte, der durch die Geschichte berufen sei, die deutsche Frage zu lösen, so wäre es doch wirklich sonderbar gewesen, wenn der allein gegen eine Übermacht kämpfende, von aller Welt in seinen Zielen verkannte Staatsmann die mit ihm gesuchte Fühlung eines schärfer als andere blickenden

Politikers wie Lassalle hätte mit einem Rippenstoße beantworten sollen. Sie sind sich beide soweit näher getreten, daß sie sich einander hochachten gelernt haben. Bismarcks politische Wirksamkeit hat gleichwohl nie eine Spur davon aufgewiesen, auch keine Begünstigung oder irgend welche praktische Verwertung der Sozialdemokratie für seine Zwecke.

Bei einer bekannten Gelegenheit bezeichnete Fürst Bismarck Lassalle als einen geistreichen und liebenswürdigen Menschen, mit dem er gern einige Male verkehrt habe, als einen Mann von ausgeprägter nationaler Gesinnung, welcher dem deutschen Kaisertum zustrebte. „Lassalle war ehrgeizig im hohen Stil, und ob das deutsche Kaisertum gerade mit der Dynastie Hohenzollern oder mit der Dynastie Lassalle abschließen sollte, das war ihm vielleicht zweifelhaft. Aber monarchisch war seine Gesinnung durch und durch. Diesen kümmerlichen Epigonen, die sich da mit ihm brüsten, hätte er ein „Quos ego“ zugeschleudert und mit Hohn sie in ihr Nichts zurückgewiesen, und er würde sie wohl außer stand gesetzt haben, seinen Namen zu gebrauchen. Seine Pflicht als Minister sei es, über die Elemente, mit denen er zu thun habe, sich zu unterrichten. Wenn daher Bebel den Wunsch hätte, sich abends mit ihm zu unterhalten, so würde er ihm nicht ausweichen und die Hoffnung

daran knüpfen, daß er endlich auch erführe, wie Bebel und Genossen sich den Zukunftsstaat denken, auf den sie uns durch Niederreißen alles dessen, was besteht, was uns teuer ist und uns schützt, vorbereiten wollen.

Zum Unterschied von Marx, der den Zusammenbruch aller monarchischen und religiösen Gewalten, die Aufhebung aller nationalen Schranken, die Föderation europäischer Republiken für die unerläßliche Voraussetzung der Einführung seines Systems ansah, hielt Lassalle die Herstellung sozialer Gleichberechtigung auch im monarchischen Staate durchführbar und war der Ansicht, daß man sehr wohl derartige ökonomische Umwälzungen zuerst in einem national vereinigten Staate in ruhiger, friedlicher Weise vornehmen könne, während im Nachbarstaate noch nach altem Muster gewirtschaftet werde. In der Monarchie könne sogar der Sozialismus, aufgefaßt als eine solche Staatsordnung, in „welcher eine Klasse nicht die andere ökonomisch beherrscht", viel stabiler sein, denn der Thron sei dem individuellen Ehrgeiz unzugänglich, dieser Achillesverse der Republiken, und eine selbstbegründete Dynastie sei eher im stande, eine starke Regierung durchzuführen, als ein gewählter Präsident.

Lassalle knüpfte die Verwirklichung seines Ideals

an den nationalen Gedanken in Deutschland, an Preußen, das ihn allein realisieren könne, an Herrn v. Bismarck als den Mann, der fähig sei, das Werk auszuführen. Er verlangte ökonomische Zugeständnisse und wollte dadurch die Massen gewinnen. Thatsache ist, daß die Regierung die soziale Bewegung sich selbst überließ. Kein einziger Schritt verriet, daß sie bereit sei, der Masse Konzessionen zu machen. Die Gesetzgebung fiel vielmehr lediglich — um mit den Sozialisten zu reden — zu Gunsten der kapitalistischen Bourgeoisie aus: Freihandel, Aufhebung der Zinsbeschränkungen, freies Aktiengesetz u. s. w.

Der dynastische oder nationale Sozialismus, derjenige Lassalles und seines Nachfolgers Schweitzer, mißlang total. Es blieb dem „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein", 1863 von Lassalle begründet, nichts übrig, als zum internationalen Sozialismus überzugehen. Während unter Schweitzers Leitung diese Partei für den Fürsten Bismarck und gegen einen Demokraten stimmte (vor 1870), die Parteileitung es sogar ausdrücklich angeordnet hatte, wenn die Wahl zwischen einem Konservativen und einem sogenannten „Ehrlichen", d. h. Anhänger von Marx-Bebel stand, für den Konservativen zu stimmen, und die Parteimitglieder diesem Befehl auch nachkamen, er-

teilte Präsident Hasenclever später für alle Wahlen den Befehl, daß die Lassallianer in erster Linie einen der ihrigen durch eigene Macht zu wählen suchen sollten; zeige es sich, daß sie hierfür zu schwach seien, so sollten sie sich auf keinen Kompromiß mit irgend einer anderen politischen Partei einlassen, sondern für den Kandidaten der politisch-radikalsten Partei, der in dem betreffenden Wahlkreise aufgestellt sei, stimmen.

Als Hasenclever im Jahre 1872 oder 1873 befahl, daß seine Anhänger an allen Orten den achtzehnten März feiern sollten, aber nicht als den Jahrestag des Berliner Putsches vom Jahre 1848, sondern des Aufstandes der Pariser Kommune, war die Solidarität sämtlicher sozialdemokratischer Fraktionen in Deutschland mit den Kommunards von Paris erklärt, Lassalle zum zweiten Male tot, und Marx in London hatte definitiv die Oberhand behalten.

Im Juni 1873 schickte der „Neue Sozialdemokrat" dem Fürsten Bismarck den Abschiedsbrief und zwar mit den Worten: „Bismarck ja — das war ein Mann, den man seiner Konsequenzen wegen achten mußte, von dem ebenfalls Lassalle sagte, er sei ein Mann, mit dem man Flintenschüsse wechseln könne, während die liberale Partei aus lauter alten Weibern

bestände. Wir sagen: er war es! Seine Reiterstiefeln können aber jetzt der ängstlichen Bourgeoisie nicht mehr dienen, um sich dahinter zu verkriechen, da er wahrlich in letzter Zeit bewiesen hat, daß er nicht mehr der „Ritter ohne Furcht“ ist. Er fürchtet selbst die alten abgestumpften Witzeswaffen der Jesuiten, und er verbarg sich hinter einem Ausnahmegesetz, welches die kleinmütige Bourgeoisie ihm entgegentrug. Und jetzt! Er fürchtet den Sozialismus. Das geht aus allen Maßregeln, die derselbe gerade in Preußen zu erleiden hat, genügend hervor, und die Krone wird dieser Furcht vor dem Sozialismus aufgesetzt durch den Bismarckschen Entwurf des neuen deutschen Reichspreßgesetzes, der einem Ausnahmegesetz direkt gegen die sozialistische Presse so wunderbar ähnlich sieht, wie ein Ei dem anderen.“ Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung nahm diese Worte als Entrefilet ihrer ersten Kolumne auf.



Bismarck und die Berliner.

An einem Septembertage des Jahres 1862 fuhr vom Potsdamer Bahnhof her ein offener Wagen der Leipziger Straße zu, in welchem ein Offizier saß. Derselbe war in einen Mantel gehüllt und trug den weißen Helm der Linien-Kürassiere; der etwas sichtbare Kragen war gelb, also die Uniform der siebenten Magdeburger Kürassiere, welche in Halberstadt und Quedlinburg stehen. Der Offizier hatte etwas an sich, was ihn als inaktiv charakterisierte; er hatte nicht die braune Farbe der Frontoffiziere. Der Haarschnitt war vielleicht nicht ganz vorschriftsmäßig, die ganze Haltung mehr die eines vornehmen Herrn, als die eines dienstthuenden Offiziers. Gegrüßt wurde er von niemandem, niemand schien ihn zu kennen, und doch war dieser Major à la suite des Magdeburger Kürassierregimentes kein Geringerer, als der damals neuernannte Ministerpräsident Herr von Bismarck-Schönhausen.

König Wilhelm hatte ihn in einer Zeit berufen, in der sich die Wogen der inneren Politik so hoch türmten und überschlugen, daß man befürchten konnte, das Staatsschiff würde in dieser Sturmflut leck werden. Konfliktzeit nennt man die damaligen Kämpfe der Regierung mit dem Abgeordnetenhause um die Durchführung und Legalisierung der Armee-Organisation. Es war ein erbitterter Kampf zwischen der Krone und der Volksvertretung, dessen Bewältigung erst durch den siegreichen Krieg von 1866 herbeigeführt wurde.

In jenen Tagen haben Bismarck und Berlin einander gegenübergestanden, wie Benedikt und Beatrice in Shakespeares Lustspiel; wer will genau den Augenblick bestimmen, wann die Wendung in den gegenseitigen Gefühlen vor sich gegangen ist? Der Augenblick, wo sie zum Ausdruck kam, steht sehr genau fest; es war der Tag des Blindschen Attentats.

Zu keiner Zeit haben sich Bismarck und Berlin so nahe gestanden als an dem Tage, wo nach Beendigung des böhmischen Krieges die Notabeln Berlins, unter Führung des Oberbürgermeisters Seydel, dem Dreigestirn Bismarck, Moltke, Roon ein Festessen im Krollschen Saale gaben. Der Toast, den bei dieser Gelegenheit Graf Bismarck in

Erwiderung des getragenen Trinkspruches, den Seydel ausgebracht hatte, der Stadt Berlin widmete, gehört zum liebenswürdigsten, was man je aus seinem Munde gehört hatte. Er rühmte den Berliner nach Herz, Hand und Mund. Er fing mit dem Herzen an, lobte dann die Hand als fest und offen, und als er fortfuhr „und was nun den Mund des Berliners anbetrifft", da erstickte die Heiterkeit beinahe die Fortsetzung seiner Rede.

In jenen Zeiten hielt er sich lange, und so viel man beurteilen konnte, nicht ungern in Berlin auf. Die längste Abwesenheit war wohl die, welche der französische Krieg verursacht hatte, und von welcher er als Fürst wiederkehrte. Am Bahnhofe von seiner Familie und dem Grafen Friedrich Eulenburg um 8 Uhr morgens empfangen, begrüßte er zunächst die ersten mit den Worten: „Hier habt Ihr Euren Alten!" und reichte dann dem Grafen Eulenburg die Hand mit den freundlichen Worten: „Nun, Herr Kollege, noch immer nicht zu Bett?" Beide Äußerungen sind eines Ehrenbürgers von Berlin nicht unwert.

Die guten Beziehungen zwischen Bismarck und Berlin setzten sich noch nach dem Kriege fort. Am 9. September 1872, abends um 8 1/2 Uhr, wurde dem Fürsten Bismarck das Ehrenbürgerdiplom der

Stadt Berlin überreicht. Die Deputation bestand seitens des Magistrats aus dem Oberbürgermeister Hobrecht, dem Bürgermeister Duncker und dem Stadtrat Noht, seitens der Stadtverordneten aus dem Vorsteher Kochhann, dessen Stellvertreter Halske und den Herren Winkelmann, v. Meibom, Vollgold und Schäffer. Begleitet wurde die Deputation von dem Professor Menzel, der in so sinnvoller Weise die Schrift des Pergamentbriefes mit symbolischen Figuren und reichem Schmuck geziert hatte. Der Oberbürgermeister Hobrecht hielt eine kurze Ansprache, worin er darauf hinwies, wie der Wunsch der Stadt, dem Ehrenbrief eine künstlerische Ausstattung zu geben, die Überreichung verzögert habe. Dann sprach der Stadtverordneten-Vorsteher Kochhann und hob in warmen Worten die Verdienste des Fürsten um das Vaterland und den dauernden Dank der Nation gegen ihn hervor.

Der Fürst dankte in der herzlichsten Weise für die Anerkennung, die ihm von einer Stadt zu teil werde, die er wohl seine Vaterstadt zu nennen berechtigt sei, weil er, wenn auch nicht darin geboren, sich doch den größten Teil seines Lebens in ihr aufgehalten habe. „Als Knabe sei er ein Zögling der Plahmann'schen Erziehungsanstalt, des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums und Grauen Klosters gewesen.

In Berlin habe er die Hälfte seiner Universitätszeit zugebracht, hier sei er als Referendarius gewesen, und hier habe er als Mann manch böses, manch gutes Jahr verlebt. — Um so wertvoller sei ihm neben ähnlichen Beweisen des Vertrauens, die er von anderen deutschen Städten empfangen, neben den Auszeichnungen, die er hoher Huld verdanke, dieser Bürgerbrief. Im Dienste der Höfe stehe er, sein Herz schlage nicht minder warm für das Bürgertum, für die Entwickelung des städtischen Gemeinwesens. — Den großen Aufschwung der Industrie und des Handels berührend, betonte der Fürst, wie durch die festlichen Ereignisse dieser Tage das Vertrauen zur dauernden Erhaltung des Friedens — das ja fast von gleichem Werte wie der Friede selbst — gestärkt werden würde. Nach allem Großen, was wir erlebt, würde er nichts dagegen haben, wenn die Weltgeschichte eine Weile stehen zu bleiben scheine. Die hohen Herren, die hier zusammengekommen sind (die Kaiser Alexander II. und Franz Josef waren in jenen Tagen in Berlin), würden mit keiner getäuschten Erwartung scheiden. Keiner sei mit einem Wunsche gekommen, auf den von anderer Seite nicht hätte eingegangen werden können. Keine aggressive Absicht gegen irgend eine Macht, gegen irgend eine Richtung habe die Zusammenkunft her-

vorgerufen. Was manche Zeitungen in dieser Beziehung vorgebracht, sei als eine Nachwirkung der Sauergurkenzeit anzusehen. Die freundschaftliche persönliche Begegnung der drei Kaiser werde bei unseren Freunden die Zuversicht in der Erhaltung des Friedens stärken, unsern Gegnern die Schwierigkeit, ihn zu stören, klar machen. Das empfinde auch der Instinkt der Berliner Bevölkerung sehr gut, und diese Empfindung habe ihren Ausdruck gefunden in der herzlichen Weise, mit der sie die fremden Monarchen empfangen habe und bei jeder Gelegenheit begrüße. „Der Berliner schlägt sich vortrefflich, wenn es sein muß, aber lieber ist es ihm doch, wenn er zu Hause bleiben kann." Ungefähr mit dieser Wendung schlossen die ernsten Betrachtungen des Fürsten, denen er in der natürlichsten und ungezwungensten Weise Ausdruck gegeben. Er knüpfte daran noch mehrere Mitteilungen über die Ereignisse der letzten Tage und rief durch Erzählung ihm kund gewordener Manifestationen des Berliner Humors die Heiterkeit der anwesenden Herren hervor. Mit der erneuten Versicherung seines lebhaften Dankes an die städtischen Behörden nahm der gefeierte Staatsmann von den anwesenden Vertretern derselben in herzlichster Weise Abschied.

Von jenen Mitteilungen mögen hier einzelne

wichtigere erwähnt werden. Der Fürst hob hervor, daß der Großherzog von Mecklenburg ein wesentliches Verdienst um das Zustandekommen des Drei-Kaiser-Kongresses habe. „Der Großherzog ist, sagte er, der entschiedene Liebling seines Oheims, des Kaisers Wilhelm, und besitzt dessen besonderes Vertrauen, wie er ja auch bekanntlich im Feldzuge 1870/71 die Führung einer selbständigen Armee in Frankreich erhielt. Zugleich verbindet ihn aber auch eine warme Freundschaft mit seinem Vetter, dem Kaiser Alexander von Rußland, mit welchem er in gleichem Alter steht, und eine genaue Bekanntschaft und gegenseitige persönliche Zuneigung mit dem Kaiser Franz Josef von Österreich. Gerade diese intimen persönlichen Beziehungen mit allen drei Kaisern machten den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin besonders dazu geeignet, die erste Vermittelung zu der jetzigen Zusammenkunft zu übernehmen. So begab er sich denn im Frühlinge dieses Jahres bei seiner Rückkehr aus dem Orient auf speziellen Wunsch des Kaisers Wilhelm von Deutschland nach Wien, um hier die ersten Anknüpfungsversuche zu der jetzigen Zusammenkunft einzuleiten, und wußte dann auch die bald folgenden weiteren Unterhandlungen so geschickt zu führen, daß die Monarchen von Rußland und Österreich ihren früheren Groll

vergaßen und jetzt in Berlin als Freunde zusammentreffen."

Der Fürst erwähnte sodann im Laufe der Unterhaltung die einige Tage zuvor ihm übergebene Adresse des Mr. Arthur Kinnaird, Mitglied des englischen Unterhauses, unterschrieben von zahlreichen Mitgliedern des englischen Parlaments, von Geistlichen verschiedener kirchlicher Richtungen, angesehenen Personen aus dem Juristen- und Kaufmannsstande. Die Adresse sprach den Dank Englands aus für das Vorgehen Bismarcks gegen Rom (das Jesuitengesetz war eben zu stande gebracht), sowie die Hoffnung, „daß der allmächtige Regierer der Menschen bald Europa von dem verderblichen Einfluß des Ultramontanismus befreien und daß durch seine Wirksamkeit Deutschland den vordersten Platz einnehmen möge in der Aufrechterhaltung jener Prinzipien, welche das einzig unfehlbare Haupt der Kirche ehren und Frieden und Eintracht unter den Völkern verbreiten."

Wie haben sich seit jenen Tagen die Zeiten geändert, und warum haben sie sich so ändern müssen! Das Behagen, welches den Reichskanzler und die Berliner gegenseitig erfüllte, wich bald feindseligen Gefühlen. Sie kamen zum Ausbruch in jener Sitzung des Reichstages (1881), wo Fürst Bismarck

Gelegenheit nahm, die Finanzverwaltung Berlins, gegen welche der Gesetzentwurf über die Besteuerung der Dienstwohnungen sich richtete, scharf zu kritisieren. Es fielen bitterböse Worte. „Es ist doch weltbekannt, daß in Berlin der Fortschritt regiert und ein fortschrittlicher Ring die Stadt beherrscht. Wie kommt eine andere Partei auf? Alle Instanzen gehören derselben Partei an, die bei allen ihren ausgezeichneten Eigenschaften doch am meisten politische Empfindlichkeit auf das Privatleben überträgt. Wäre der Stadt vielleicht gedient, wenn, wie ich schon oft gedacht habe, der Reichstag und die Centralbehörden in einer andern, weniger bevölkerten Stadt säßen?" Darob geriet Berlin in nicht geringe Aufregung. Ein Abgeordneter, der in Berlin ansässig ist, wandte sich an einen der Herren aus der Umgebung des Reichskanzlers mit einem Schreiben folgenden Inhalts:

„Berlin, 1. Mai 1881.

Das ist ja eine schöne Perspektive, die Bismarck der Hauptstadt eröffnet hat. Seine Äußerung, daß schon in der nächsten Session des Reichstages die Verlegung des Reichstages, sowie der Reichsregierung und auch der preußischen Regierung von Berlin zur Sprache kommen werde, hat natürlich in allen Kreisen das größte Aufsehen gemacht. Ein großer

Teil der Presse will allerdings nicht an den Ernst dieses Ausspruches glauben, man erklärt denselben für eine „Humoreske“, andere Blätter behaupten, daß diese Idee absolut undurchführbar sei und der Kaiser darin niemals einwilligen werde; dasselbe sagte auch der Abgeordnete Löwe-Berlin in seiner Rede im Reichstag.

Ich möchte mich in diese Sicherheit nicht wiegen. Denn zu oft schon haben wir die Erfahrung gemacht, daß, was anfangs als ganz kleine Wolke am Horizont erschien und von den Gegnern des Reichskanzlers verlacht wurde, mit Riesenschnelle sich vergrößerte und mit elementarer Gewalt zum Ausbruch kam, jeden Widerstand zu Boden werfend.

So ist Fürst Bismarck in seiner äußeren Politik, so in seiner inneren bisher stets verfahren. Rufen wir uns doch die Konfliktszeit ins Gedächtnis zurück, wo Fürst Bismarck keine dreißig Anhänger im preußischen Abgeordnetenhause hatte, wie er wider den Willen der Opposition die Befreiung Schleswig-Holsteins ins Werk setzte und den Krieg von 1866 trotz des Rufes „diesem Ministerium keinen Groschen“ zur Ausführung brachte.

In ähnlicher Weise setzte er die Zollreform durch und die Verstaatlichung der Eisenbahnen; auch diesem Projekte gegenüber verhielten sich die Gegner

im Anfange gleichgiltig, ja, geradezu geringschätzig. Sie waren von ihrem Übergewicht so sehr überzeugt, daß sie die Projekte des Reichskanzlers nicht ernsthaft nahmen, fortwährend von Dilettantismus, Ignoranz und Unfähigkeit, die innere Politik zu leiten, sprachen und dieselben gleichfalls in das Gebiet der Humoreske verwiesen.

Diesem Überlegenheitsbewußtsein gegenüber ist es sehr richtig, was die „National-Ztg." bemerkt, daß man den Fürsten Bismarck bei allen seinen Plänen und seinen Äußerungen, und wenn sie sich selbst scheinbar in ein humoristisches Gewand kleiden, durchaus ernsthaft nehmen und diesen Gesichtspunkt auch in dieser Frage einhalten müsse.

Die Gründe, welche Fürst Bismarck hervorhebt, daß gegen den ferneren Aufenthalt der Reichsregierung in Berlin sowohl die äußerliche Gefährdung der höchsten Behörden und des Reichstags als auch der Einfluß, welchen das Tagen in einem Ort von mehr als 1 Million Bevölkerung sich geltend mache, sind jedenfalls nicht einfach von der Hand zu weisen.

Zwar gelten dieselben für jede größere Stadt und namentlich auch für die Hauptstädte der anderen Reiche. Aber es müssen doch wohl ganz besondere Veranlassungen im Hintergrunde stehen; denn schon mehrfach ist mitgeteilt worden, und erst in neuerer

Zeit wieder mit besonderem Nachdruck, daß die Zahl der Drohbriefe gegen den Reichskanzler, die aus Berlin an denselben gerichtet werden, sich in ganz enormer Weise mehre. Es müssen auch sonst wohl Anzeichen vorhanden sein, daß die internationale Verschwörerbande ihre Verbindungen nach Berlin erstreckt und dort ihre Fäden spinnt.

Also humoristisch ist die Sache keineswegs. Man darf sich auch damit nicht trösten, daß die geschichtliche Notwendigkeit Berlin zum Aufenthalt der Reichsregierung bestimme, und daß ein Wechsel unmöglich sei. Man erinnere sich nur an die Veränderungen, die in dieser Beziehung in Italien vor sich gegangen sind, wo erst Turin, dann Florenz und schließlich Rom die Hauptstadt wurde, wie Versailles eine Reihe von Jahren der Aufenthalt der französischen Nationalversammlung war, wie in Österreich schon einmal Kremsier Wien ersetzte, wie in den Vereinigten Staaten keineswegs die stolze Empirestadt New-York zugleich auch Sitz des Präsidenten und der Volksvertretung ist, sondern das bedeutend kleinere Washington. Man möge sich ferner erinnern, wie namentlich in Süddeutschland lange Zeit eine Abneigung dagegen herrschte, daß Berlin die Hauptstadt des Reiches werden sollte, und man dort stets wünschte, daß Frankfurt a. M. Sitz der obersten

Behörden des Reiches bliebe, wie es früher der Sitz des Bundestages war.

Überhaupt dürfen wir uns in Berlin keinen Illusionen hingeben, Berlin ist die am wenigsten populäre Stadt in Deutschland und diejenige, welche verhältnismäßig den geringsten politischen Einfluß unter allen großen Städten ausübt. Wien und Paris sind in viel höherem Grade Hauptstädte des Reiches, als es Berlin bisher war. Es ist Berlin nicht einmal gelungen, die Presse der großen Provinzialstädte, wie Breslau, Königsberg, Magdeburg, Köln, Frankfurt a. M. 2c., in den Schatten zu stellen; denn deren große Blätter haben eine ungleich größere Verbreitung und ein weit größeres Ansehen, als die gesamte Berliner Presse sich bisher zu erwerben vermochte. Alles, was von Berlin ausgeht, wird im deutschen Volke mit einem gewissen Mißtrauen angesehen. Diese Unterschätzung, ja, teilweise Mißachtung Berlins hat allerdings zum nicht geringen Teil ihre Ursache in dem politischen Parteitreiben der Hauptstadt und zugleich auch in dem Auftreten vieler Berliner außerhalb Berlins. Wie wenig Sympathien Berlin bei der Majorität des Reichstages genießt, ist oft genug zu Tage getreten und zeigte sich auch darin, daß sich dieselbe für die Verlegung des Reichsgerichts nach Leipzig entschied.

Also in dieser Beziehung soll man sich nur ja keinen Illusionen hingeben.

Andererseits auch darf man die Wirkung einer solchen Depossedierung Berlins nicht unterschätzen. Würde wirklich Berlin aufhören, Mittelpunkt der obersten Staatsbehörden, sowohl der preußischen als der deutschen, und des Reichstages sowie des Landtages zu sein, ja, würde schließlich sogar die Residenz der königlichen Familie von Berlin verlegt werden, so würde dies unzweifelhaft für Berlin ein enormer Verlust sein, den man nicht so auf die leichte Achsel nehmen darf, wie es jene Zeitung thut, welche meint, wenn diese Eventualitäten eintreten würden, so bliebe ihm doch immer noch die — Spree.

Berlin ist mehr wie irgend eine andere große Stadt noch immer auf eine solche Förderung von oben her angewiesen. Gerade seit den letzten Decennien hat es sich zum Mittelpunkte der Kunstindustrie entwickelt; würde nun der Hof, die vielen Beamtenfamilien, der Adel, der sich mehr und mehr nach Berlin gezogen hat, wieder von hier fortgehen, so würde zunächst in Beziehung auf die Wohnungen unzweifelhaft ein Krach eintreten und auch die feineren Geschäfte würden eine große Einbuße davontragen. Überhaupt würde sich eine solche Veränderung in allen Kreisen in hohem Grade fühlbar

machen und der weiteren Entwickelung der Stadt große Hindernisse bereiten. Es ist zu wünschen, daß dieser bittere Kelch an der so glänzend emporblühenden Stadt vorübergehen möge, aber auf die leichte Achsel darf man den Ausspruch des Reichskanzlers nicht nehmen."

Bekanntlich hat der Schreiber dieses Briefes, den auch der Reichskanzler zu Gesicht bekam, sich unnütz beunruhigt. Der Reichstag tagt heute noch in Berlin, und der Reichskanzler residiert noch eben daselbst. Aber mit Bismarck hat sich die Hauptstadt nicht wieder ausgesöhnt. Am 1. April 1885 erschien beim Fürsten keine Deputation der städtischen Behörden Berlins zur Gratulation, freilich vom Reichstag auch nicht. Der Magistrat von Berlin begnügte sich, durch seinen Bureauvorstand eine Glückwunschadresse an den Fürsten abzuschicken; mehrere Mitglieder desselben hatten beantragt, man solle „bei der eigentümlichen Stellung, in die sich der Fürst zur Berliner Kommunalverwaltung gesetzt habe, von jeder Kundgebung absehen".

Eben dieses Berlin war am 29. März 1890 nicht wieder zu erkennen. Um 5 Uhr nachmittags verließ Fürst Bismarck das Reichskanzler-Palais in der Wilhelmstraße und damit Berlin dauernd. Heller, warmer Sonnenschein durchflutete die Straßen, ein

maienhaft schöner Frühlingstag begünstigte die Ansammlung der vielen tausende, welche dem scheidenden Staatsmanne ein Lebewohl zurufen wollten. Auf dem Lehrter Bahnhof, von dem aus die Abreise nach Friedrichsruh mit dem Expreßzuge um 5 Uhr 40 Minuten erfolgte, herrschte bereits in den ersten Nachmittagsstunden ein außergewöhnliches Leben. Mit einem Male brachen Hochrufe von einer Begeisterung, von einem Sturm aus, der alle fortriß; wie ein herankommender Donner hörten sich die Hurrahrufe an, sie erschütterten die Luft. Kommandorufe ertönten: Achtung! Präsentiert das Gewehr; wie aus Erz gegossen standen die Kürassiere da, es war 20 Minuten nach 5 Uhr. Fürst Bismarck betrat den Perron, alle Häupter entblößten sich; tief gerührt und freundlich lächend reichte Fürst Bismarck allen die Hand und schritt dann langsam die Ehreneskadron ab. Vor dem Coupé seines Salonwagens nahm der Fürst Aufstellung; nun spielten sich Scenen ab, geradezu überwältigend, unbeschreiblich, von einer Begeisterung, Glut, von einer Wärme, von einem Feuer, von einer Nachhaltigkeit, die wie mit elementarer Wucht hervorbrachen. Hinter den Gardekürassieren, in den Fenstern des Wartesalons, stand in dichter, ununterbrochener Kette die Menge, ein Hurrahrufen ohne Ende brach los, wenn die Hochs

auf der einen Stelle zu ersterben drohten, dann setzten sie an der anderen gewaltiger wieder ein. Die Glocke erklang, die Truppen präsentierten, die Musik spielte, ihre Klänge erstarben in den Hoch- und Hurrahrufen. Die Wacht am Rhein wurde gesungen, und langsam fuhr der Zug aus der Halle. Fortwährend winkte der Fürst Abschiedsgrüße zu, die Damen wehten mit den Tüchern. Es war ein überwältigender Moment, man sah rings thränende Gesichter, hörte lautes Schluchzen. „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!“ donnerten die Rufe hinter dem nun schnell fortdampfenden Zuge.



Druck von C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstr. 37.



Ger 2205.85.5
Neue Bismarck-Erinnerungen /
Widener Library
002821887
3 2044 086 056 629
Digitized by Google